

Ingrid Pointecker: Herbstsplitter

Verlag HOMO Littera

ISBN: 978-3-902885-25-8

Versuch einer Rezension

von Edi Clausen

Ein „Roman für alle romantisch Veranlagten“, das soll „Herbstsplitter“ laut Widmung sein. Und ja, wie es der Name des Verlages suggeriert, geht es hier um eine gleichgeschlechtliche Liebe. Wer sich in Vampirteenies, Clownfische und einen Schwamm in einer Ananas versetzen kann, aber die Vorstellung von sich weist, mal etwas aus der Perspektive eines Homosexuellen zu betrachten, mag das mit sich selbst ausmachen. Wer sich jedoch seiner eigenen Präferenzen sicher ist, und genügend Offenheit und Phantasie für abweichende Standpunkte besitzt, wird vom Lesen gewiß keinen Schaden davontragen. Und sollte er sich doch verborgener Seiten seiner selbst bewußt werden, würde ich das nicht unbedingt als „Schaden“ bezeichnen.

Doch genug der Einleitung; gehen wir in *medias res*: Bereits der Titel des Buches sorgt für Kopfschütteln: Was, bitte schön, soll man sich unter „Herbstsplittern“ vorstellen? Das Wort klingt just so, als hätte jemand einen Haufen Zettel voller romantisch klingender Worte in die Lostrommel geschmissen, und dann Zwei davon gezogen. Da steht es zu befürchten, daß der bloße Klang im Vordergrund steht, und inhaltliche Bezüge eher zweitrangig sind. Nun, mit Ausnahme der letzten beiden Unterkapitel spielt die Handlung tatsächlich im Herbst, und dem wird in zahlreichen Naturbeschreibungen auch Rechnung getragen. Ja, gleich zwei Kapitel tragen die Überschrift „Fallende Blätter“ (auf S. 21 und S. 95).

Doch bei „Splittern“ handelt es sich in der Regel um spitze Bruchstücke von etwas Festen, etwa Stein, Metall, Knochen, Glas oder Porzellan (Bei den letzten beiden nennt man sie allerdings eher „Scherben“). Eine Jahreszeit ist nichts derart Substanzielles, und sie wird auch während des gesamten Romanverlaufs nicht in irgendeiner Form zerstört. Die Bedeutung des Titels verbleibt somit im Dunkeln.

1. formale Kriterien

Es hätte dem Werk nicht geschadet, noch ein- oder zweimal mehr Korrektur gelesen zu werden, denn viele Fehler in Stil, Orthographie und Interpunktion hätten leicht vermieden werden können. Beispielsweise ist hier und da die Satzstellung etwas gewöhnungsbedürftig, etwa bei: „... vergessen würde sie den Tag aber niemals (S. 118).“

Ebenfalls störend wirkt die Neigung zu Bandwurmsätzen. So schreibt Frau Pointecker auf Seite 120: „Zwar hielt sie es prinzipiell für falsch, vor Netai Geheimnisse zu haben, doch die Bardin und sie waren vorerst übereingekommen, dass sie es so lange geheim hielten, bis sie das Problem mit Netais rapide voranschreitendem Alterungsprozess in den Griff bekommen hatten.“

Ähnlich unlesbar wird es auf Seite 58: „Einerseits war sie erleichtert, aufgrund der Mechanik in ihrer Brust noch viele Lebensjahre vor sich zu haben, andererseits empfand sie eine gewisse Wut, dass man nicht abgewartet hatte, um nach ihrer Meinung zu fragen, was die Verlängerung ihres Lebens anging.“

Mal davon abgesehen, daß „was die Verlängerung ihres Lebens anging“ nicht gerade ein Beispiel für eine geschickte Formulierung ist! Aber in dieser Hinsicht weist der Text immer wieder mal kleinere Schwächen auf. So findet sich beispielsweise auf

Seite 120 ein unglücklicher Konjunktiv: „Syen hatte Angst, ihre Freundin könnte sterben, fänden sie nicht bald eine Lösung.“ Auf Seite 163 dagegen steht zu lesen: „Netai schien es zwar nicht gut zu gehen, doch sie fühlte sich bedeutend wärmer an, als es die andere tat.“ – Stellen Sie sich einfach vor, der Satz würde enden mit: „... fühlte sich bedeutend wärmer als die andere an.“

Und auf Seite 9 schließlich wird mehrmals eine Decke erwähnt, doch erst, als man sich bereits ein Bild von der Situation gemacht hat, wird sie näher als „grüne Woldecke“ beschrieben.

Auch gibt es Bezüge auf etwas, das gar nicht vorhanden ist. So heißt es auf Seite 27: „Auch von seiner Tochter hatte man nie die Leiche gefunden.“ Dabei ist zuvor keine Rede von fehlenden Toten gewesen. Und auf Seite 41 steht zu lesen: „Er (der Dolch) war ihr bei dem Sturz aus der Hand gefallen. Doch sie konnte ihn nicht finden.“

Desweiteren hat Frau Pointecker immer wieder mal Probleme damit, die rechten Vokabeln zu finden. So wird schon mal eine Locke hinter einem Ohr „verstaubt“ (S. 9), ein Loch in der Schloßmauer mit einem „Flicken aus neu geformten Steinen“ ausgebessert (S. 12). Außerdem schreibt sie von „aufgebrachten Skelettkriegern“ (S. 158), daß man sich fragt, ob erweckte Gerippe zur Empörung fähig sind. Eine Königin darf man zwar durchaus „Regentin“ nennen (S. 156), aber ist dies doch mehr die Bezeichnung für Statthalter auf vakanten Thronen (Begriffe wie „Monarchin“ oder „Herrscherin“ wären die passendere Alternative gewesen).

Man mag auch darüber streiten, ob „diebische Belustigung“ gleichbedeutend ist mit „diebischer Freude“ (S. 20), aber daß die Pferde dieser Welt keine Hufabdrücke oder Fährten hinterlassen, sondern „Pferdehuffurchen“ (S. 26), hätte spätestens dem Lektor auffallen müssen. Auch fragt man sich, welche Drogen wohl konsumiert werden, wenn kein „rauschendes“, sondern „ein berausches Fest“ veranstaltet wird (S. 29). Oder was Prinz Tefin so „spannend“ findet, daß er meint: „Wie spannend, am Ende doch

noch die Krone auf dem sprichwörtlichen Silberteller serviert zu bekommen (S. 156).“ Und wer einen Roman in einer mittelalterlich- märchenhaften Welt spielen lassen möchte, mag noch von einem „rapide voranschreitenden Alterungsprozess“ schreiben können (S. 120), doch Atavismen wie „unfähige Pfeife“ (S. 91) sollte er sich besser verkneifen. Auch Fußballsprache wie „Zwei zu null für Syen“ (S. 82) klingt nicht unbedingt angemessen.

Doch nicht nur bei der Wahl einzelner Vokabeln kann es zu Mißgeschicken kommen. Auf Seite 63 etwa findet sich ein Satz, der so keinen Sinn macht: „Ein Reiter würde sie auf dem schmalen Pfad übersehen, da war sie sich sicher.“

Ein „schmaler Pfad“ mag einem das Ausweichen erschweren, aber daß er auch unübersichtlich sein könnte, davon schreibt die Autorin nichts.

Korrekt wäre der folgende Wortlaut gewesen: „Ein Reiter würde sie auf dem schmalen, gewundenen Pfad zu spät bemerken, um noch ausweichen zu können.“

Ein weiteres Beispiel findet sich auf Seite 63: „Mit jedem weiteren Schritt näherte sie sich den Hallen des Versagens ihrer Vergangenheit.“ Ist da von einer Vergangenheit die Rede, die in Hallen versagt hat? Nein! In Wirklichkeit geht es um eine einstmals erlittene Schmach.

Selbstredend führen derlei Unsicherheiten auch zu drolligen Stilblüten voll unfreiwilliger Komik. Drei seien hier genannt:

- „Erinnerungen krochen aus der Tiefe des Sees an ihrem nackten Körper empor (S. 17).“
- „Zwar war es nicht unbedingt höflich, geknebelt und festgebunden zu werden, aber anscheinend waren ihre Entführer nicht vollkommen böseartig (S. 83 f).“
- „Mit den geschickten Bewegungen einer Katze, die niemand bei ihm vermutete, schlüpfte er durch einen Seiteneingang aus dem Raum (S. 149).“

Eine klassische Fehlerquelle sind natürlich auch Wortwiederholungen. Daß Frau Pointecker nicht davor gefeit ist, zeigt sich schon auf Seite 8. Dort nämlich folgen zwei „Eichhörnchen“ aufeinander; hier hätte man auch „Tier“ oder „Nager“ als Synonym wählen können.

Auf Seite 12 f dann folgt bald auf „verhassten Nachbarn“ ein „benachbarten Reichen“: Stattdessen hätten es auch „umliegende Reiche“ sein können.

Und auf Seite 120 gibt es gleich zwei „Probleme“: „Zwar hielt sie es prinzipiell für falsch, vor Netai Geheimnisse zu haben, doch die Bardin und sie waren vorerst übereingekommen, dass sie es so lange geheim hielten, bis sie das Problem mit Netais rapide voranschreitendem Alterungsprozess in den Griff bekommen hatten. Falls sie es überhaupt schafften, dieses Problem zu lösen.“

Ja, man hätte auch „Es zu lösen“ schreiben können! Das hätte auf jeden Fall eleganter geklungen.

Doch ist die Verwendung von Pronomen nicht in jedem Fall geschickt. So hat sich Syen auf Seite 22 gerade mit ihrer Freundin Netai gestritten, und schärft nun ihr Schwert. Anschließend steht zu lesen: „Jahrelang hatte sie ihren treuesten Wegbegleiter gut gepflegt.“ – Der Leser darf nun darüber rätseln, ob damit die Gefährtin gemeint ist, die Waffe oder der Schleifstein.

Noch verwirrender ist es auf Seite 96: „Vorneweg marschiert Serra, die von Lier‘fa erst am frühen Morgen von ihren Fesseln befreit worden war. Sie traute der jungen Frau nicht und glaubte auch nicht, dass sie aus dem Schloss geflohen war. ... Die Nachhut der kleinen Gruppe bildete sie selbst mit Syen an ihrer Seite, die sie noch eine ganze Weile zu überzeugen versucht hatte, sie allein weiterziehen zu lassen.“

Um ein solches Wirrwarr bei der Zuordnung zu vermeiden, das bei einer Vielzahl weiblicher Handlungsträger nicht ausbleibt, greift die Autorin immer wieder auf „Diese“ und „Deren“ zurück. Auch dann, wenn es wahrlich besser klingende Alternativen gibt:

- „Vorsichtig schob Syen die Decke, in die sie sich gewickelt hatte, ein Stück aus deren Gesicht (S. 9).“
- „Den Kriegerinnen und Kriegern des Landes war ihr Kodex heilig. Bevor jemand daran dachte, diesen zu mißachten, entschied man sich eher, aus dem aktiven Kriegsdienst auszuscheiden (S. 18; *ein „ihn“ hätte hier ausgereicht*)...“
- „Der Prinz würde bestimmt früher oder später nach dieser fahnden lassen (S. 103).“
- „Rorya schickte ihre Schülerin aus, damit sie das Dorf nach anderen Überlebenden durchsuchte. Doch schon nach kurzer Zeit kam diese zurück (S. 117 f; „*sie“ hätte besser geklungen*).“
- „Nemennaya kannte den Ausdruck in Netais Augen nur zu gut. Diese hatte zum ersten Mal in ihrem Leben eine andere Elfe getötet (S. 118; *ein einfaches „Die“ hätte es ebenso getan*).“

Aber auch mit den Satzzeichen steht Frau Pointecker nicht immer auf guten Fuß; insbesondere die Kommata scheinen sie nicht immer zu mögen. Einige Beispiele für ihre kreative Kommasetzung habe ich hier angefügt. Ich wünsche viel Vergnügen beim Suchen und Finden der fraglichen Stellen:

- „Doch Tefin, der Thronerbe, taugte weder zum neuen Waffenmeister noch war er intelligent genug, um bei einem der Gelehrten unter die Fittiche zu kommen (S. 13).“
- Die blonde Elfe mit der Narbe im Gesicht, war scheinbar überrascht, sie zu sehen (S. 104).“
- „Aber irgendwann, nach vielen Jahren der Flucht und Verachtung, durch andere Elfen, hatten uns unsere Gaben zusammengeführt (S. 137).“
- Es dauerte eine ganze Weile, bis Nemennaya als auch Syen sich wieder beruhigt hatten (S. 144).“

– „Auch sie hätten lieber jeden anderen Elfen im Königreich als Prinz Tefin geheiratet, ganz davon abgesehen, dass sie sich wie viele Kriegerinnen in Ibandis‘ nichts aus Männern machten (S. 151; *hier ist zusätzlich noch ein deplaziertes Apostroph zu entdecken*).“

– „... selbst ihre Sorge um Netai wurde von dem dringenden Bedürfnis nach einer Nacht durchzuschlafen, verdrängt (S. 161).“

– „Sie löste ihren Zopf, und dichtes braunes Haar floss in wilden Locken über ihren Rücken hinab (S. 119).“

Auf der Positivseite ist zu vermerken, daß es die Autorin des Romans versteht, den Leser mit in die von ihr geschaffene Welt eintauchen zu lassen. Mehrere Passagen sind durchaus als gelungen zu betrachten. Dies gilt sowohl für Alltagsszenen (z. B. S. 66), als auch für poetische Sequenzen (z. B. S. 132), für Kämpfe (z. B. S. 114 f und S. 143 f) oder Beschreibungen exotischer Kulissen (S. 134 ff). Sie beherrscht hier und da auch die Kunst, Momente der Spannung eine Weile auszudehnen, etwa als sich Rorja ins Schloß schleicht (S. 72 f/ S. 76), oder Vahrir seinen Gang zum Galgen antritt (S. 88 f). Doch es gelingt ihr nicht immer: Auf S. 103 f schleicht sich die Bardin Nemennaya in das Nachtlager der Gruppe um Syen ein: Das Unterkapitel beginnt durchaus knisternd, doch dann verliert sich alles in Gedankengängen. Ähnliches läßt sich für die Seiten 74/ 75 sagen, als sich die Skelette erheben: Als Kampfzene hätte man mehr daraus machen können, und an eine Exkursion in das Genre des Horrors scheint sich Frau Pontnecker gar nicht erst herangetraut zu haben.

Auch steht sich die Autorin immer wieder selbst im Weg. So versuchen sich die beiden wichtigsten Feinde immer wieder im Intrigenspiel, aber die Schriftstellerin scheint dermaßen vernarrt in ihre Hauptfiguren zu sein, daß sie ihrem Glanz keine Kratzer zufügen möchte. Darum durchschauen sie auch nahezu jede List,

kaum daß sie angewandt worden ist (S. 29 ff, S. 97, S. 117), und die Schurken müssen der vereinigten Rechtschaffenheit kleinlaut begeben.. Lediglich Netai läßt sich mit schöner Regelmäßigkeit einlullen (z. B. auf S. 23, S. 118, S. 176 f), aber auch das nicht lange und intensiv genug, als daß die Ränke wirklich Früchte tragen würden.

2. Inhalt und Logik

Doch dies sind allesamt kleine, formale Fehler, die sich innerhalb von zehn Minuten korrigieren ließen. Das größte Problem allerdings hat die Autorin mit der Logik. Stellenweise gar macht der Roman den Eindruck, als wären Teile älterer Entwürfe mit neueren zusammengebastelt, und dann beim inhaltlichen Abgleich geschlampt worden.

Ich erkläre am besten, was ich meine, indem ich die größten Klötze mit einer kleinen Inhaltsangabe koppele.

Die Geschichte spielt größtenteils in einem einstmals mächtigen und kriegerischen Königreich namens „Ibandis“, das nach der letzten Niederlage arg zusammengeschrumpft und verarmt ist. Seite 13 zufolge sind „nur noch einige Dörfer von dem ehemals größten aller Elfenreiche übrig geblieben“ – Die meisten Grafschaften haben mehr Einwohner! Dann auf Seite 109 jedoch existieren hier doch noch Städte, ja, sogar mehrere davon.

Wenn wir uns auf Seite 106 berufen, gibt es „außer den gelegentlichen Festen, die in dem einen oder anderen Dorf stattfanden... wenig Aufregung im Leben der meisten Ibandis-Elfen“. Das ist durchaus erstaunlich, hat doch bis vor zwei Jahren Krieg geherrscht (S. 12). Außerdem befindet sich der Norden gerade im Aufstand (S. 106), und die Einwohner sind „hungrig und verzweifelt, denn die Ernte war schlecht gewesen“ (S. 107), und einen harten Winter würde man nicht mehr überstehen (S. 12).

Man ist also hungrig und verzweifelt, aber nicht aufgeregt.

Syen und Netai sind zwei Elfen dieses Landes, die in einer Burgruine im Ebona-Wald ihres Lebens frönen. Ob der Name auf reiche Vorkommen von Ebenholz schließen läßt, ist dem Text nicht zu entnehmen, doch kann man dort Kartoffeln (S. 63) und Hühnereier (S. 8) sammeln. Auf jeden Fall hat die Waldelfe Netai ihre Gefährtin vor zwei Jahren mit „kaum noch einen heilen Kno-

chen im Leib“ auf einem Schlachtfeld gefunden, und trotz ihres nicht gerade transportfähigen Zustands „zu ihrer Behausung“ geschleift (S. 15). Dort ist sie (mit Hilfe der Heilerin Rorya aus einem benachbarten Dorf) wieder gesundet, wobei die Genesung mal „drei Tage und Nächte“ gedauert hat (S. 15), dann aber doch ganze zwei Wochen (S. 50). Aus den beiden wurde ein Paar.

Zwei Jahre leben sie nun schon zusammen, und daß der früheren Kämpferin die Ruine als Versteck dient, wird klar, als ihnen beim Bad im See Prinz Tefin über den Weg läuft. Er wirft ihr Desertion vor, und verlangt für sein Stillschweigen, daß Netai ihn zu einer „Festivität“ auf dem Schloß begleitet. Die einstige Soldatin verweigert ihm ihr Einverständnis (S. 17 ff).

Die Betroffene, die gar nicht erst gefragt worden ist (S. 20), bekommt schon auf Seite 16 mit, daß man ihm besser nicht trauen sollte. Aber genau das tut sie auf Seite 23, als er sie persönlich zu einem Fest im Schloß einlädt. Dies und ein vorangegangener Streit mit Syen lassen sie nicht nur zusagen, sie steigt auch gleich zu den Fremden aufs Pferd. Ja, sie nimmt sich nicht einmal Zeit zum Packen oder Umkleiden (S. 23), und nutzt den Ritt gar zu einem kleinen Nickerchen (S. 25/ 41), daß sie das letzte Stück ins Schloß sogar getragen werden muß (S. 25). Ob es im Ebona-Wald Tse- Tse- Fliegen gibt?

Dabei besteht Grund zum Mißtrauen, hat ihr der Königssohn doch verschwiegen, daß er beabsichtigt, sie auf eben dieser Feier zu ehelichen. Seine Mutter, die Herrscherin Loinnan, hat ihm nämlich befohlen, eine Braut zu suchen. Den Grund dafür scheinen aber weder sie, noch Ingrid Pointecker so genau zu kennen. Mal „würde es schwer sein, eine junge Dame adeligen Standes für ihn (Tefin) begeistern zu können“ (S. 15), und dann wiederum soll er „in eine Familie niedrigeren Standes aus einem der ehemaligen Feindesgebiete einheiraten, um neue Bande zu knüpfen und die Versorgung der Bevölkerung zu sichern (S. 13).“ Wie Letzteres funktionieren soll, wird nicht erklärt, denn dieser Plan ist nach

wenigen Seiten schon vergessen, ist Netai doch eine „nächstbeste“ Einheimische (S. 24). Dafür soll die geplante Hochzeit inzwischen einen anderen Zweck haben, nämlich „Ruhe in den Bauernstand“ zu bringen, und „Ibandis wieder auf einen besseren Pfad zu führen“ (S. 24). Daß eine königliche Vermählung nicht unbedingt die Bäuche hungernder Leibeigener füllt, scheint bei diesen Überlegungen keine Rolle zu spielen. Ohnehin ist das auf Seite 39 schon nicht mehr aktuell, denn dort soll die Vermählung inzwischen der Thronfolge dienen, und die Monarchin möchte alsbald ihre Krone zugunsten des jungen Paares niederlegen.

Auf jeden Fall macht Prinz Tefin dem Leser schon recht früh klar, daß er der Bösewicht in dieser Geschichte sein möchte. Junge Schurken sind laut Klischee geile Böcke, insbesondere in Romanen, die von Frauen geschrieben werden. Der Königssohn stellt in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Er steckt der schlummernden Netai die kalte Hand unter die Tunika (S. 25), so wie es zuvor schon Syen getan hat (S. 9). Und sie erkennt ihn, obwohl sie die Augen geschlossen hat und sich weiterhin schlafend stellt (S. 25) – Mit welcher übersinnlichen Fähigkeiten ihr das gelingt, verschweigt uns die Autorin.

Im königlichen Palast gibt es „Heerscharen von Bediensteten“ (S. 29), und doch ist weder ein Mundschenk darunter (S. 155), noch ein Servierer, so daß gar der Waffenmeister das Essen bringen muß (S. 24). Es sagt wohl einiges über Netais Sinn für Schicklichkeit aus, daß sie ihm zunächst gestattet, einzutreten, und sich dann erst hastig ihre Blößen mit einer Decke verhüllt (S. 29).

Sie läßt sich bedienen und für die Veranstaltung herrichten. Auf dem Weg zum Festsaal dann nimmt sie sich noch ein Beispiel an Sankt Martin von Tours, und verschenkt den Mantel, der ihr gerade geschneidert worden ist, an eine arme Jubelperserin aus dem einfachen Volk (S. 32).

Loinnan verkündet, daß sie ihr Amt niederlegen will, was bei den anwesenden Untertanen Bestürzung auslöst. Die schlägt jedoch in ohrenbetäubenden Applaus um, als sie die Hochzeit ihres Sohnes und Thronfolgers ankündigt. Es ist nicht gerade eine angemessene Reaktion angesichts der Tatsache, daß der Akt mit dem Rücktritt verbunden ist (S. 39).

Netai bekommt erst jetzt mit, daß sie als Tefins Braut ausersehen ist, und nimmt Reißaus. Vahrir erkennt, was vorgefallen ist, steckt ihr einen Dolch zu und läßt sie passieren. Um seine Hilfe zu verschleiern, tut er etwas ganz Merkwürdiges: Er „zückte ein Messer, das er stets bei sich trug, überwand sich und rammte es sich selbst in die Schulter (S. 40).“ Er muß gewiß ein ungewöhnlich gelenkiger und kräftiger Waffenmeister sein!

Doch kurz darauf wird sie auch schon von ihrem Bräutigam gestellt. Der wirft sich auf sie, und sie verliert den Dolch (S. 41). Man erwartet nun den obligatorischen Versuch einer Vergewaltigung, die dann im letzten Moment verhindert wird, entweder von einem strahlenden Held in schimmernder Rüstung (männlicher Autor), oder von dem Opfer selbst, daß urplötzlich sein Selbstbewußtsein entdeckt (weiblicher Autor). Aber nichts dergleichen passiert; stattdessen stochert der Prinz auf einmal mit einem Messer zwischen ihren Brüsten herum, schneidet ihr die Haut auf und holt ein Zahnrad heraus (S. 41). Aber woher weiß er, daß er dort etwas finden wird?

Denn mit dieser Zahnrad-Apparatur hat es etwas Besonderes auf sich: Es handelt sich um die erste mir bekannte Erwähnung eines Herzschrittmachers in einem reinen Fantasyroman, und ich beglückwünsche Frau Pointecker zu diesem originellen Einfall.

Sie läßt die Heilerin Rorya einer Schar Dorfkinder eine Geschichte erzählen, wobei natürlich ein kleiner Junge die Rolle des Spielverderbers (S. 46) und von Gewalt Faszinierten (S. 48) einnimmt. Sie berichtet von einem elfischen Mönchsorden, der beim Bau eines Klosters eine alte Bibliothek und mehrere Fässer voller

Schrauben, Zahnräder und Werkzeuge entdeckt hat (Was sich so alles beim Mauern und Dachdecken anfindet...). Geleitet wurde die Gemeinschaft von einer „Klostervorsteherin“ (S. 47). Ab Seite 48 allerdings erzählt Rorya von einer „Rorya“, die zusammen mit ihren Begleitern ergründete, was es mit dem Fund auf sich hat, und wie man daraus eben diese Schrittmacher konstruiert. Nirgends wird erwähnt, daß die zweite Rorya und die Äbtissin ein und dieselbe Figur sind, aber es ergibt sich aus dem Kontext. Dafür ist der Rezensent verwirrt, daß auf einmal zwei Roryas im Spiel sind. Schon früh drängt sich der Verdacht auf, daß die Heilerin von sich selbst in der dritten Person spricht, statt die naheliegende Ich- Form zu benutzen.

Trotzdem scheint Frau Pointecker den Leser für doof zu halten, denn auf Seite 49 präsentiert sie es als große Überraschung, daß die beiden Roryas tatsächlich miteinander identisch sind.

Man erfährt, daß die Elfen von Ibandis „bei guter Nahrung und medizinischer Pflege um die zweihundert Jahre“ alt werden, ihre Vorfahren aber „neunhundert, ja gar tausend“ Lenze zählen konnten (S. 48). Dazu bedurfte es freilich „einer schmerzhaften Prozedur“, in welcher der Brustkorb geöffnet, und der Schrittmacher „um das schlagende Herz herum“ eingebaut wurde (S. 48). Leider schreibt die Autorin nichts über das mögliche Infektionsrisiko, oder aber die Gefahr, die der Aufenthalt in der Nähe starker Magneten mit sich bringen kann. Aber dafür hat das Gerät zusätzlich noch eine verjüngende Wirkung (S. 46), und selbst schwere Wunden verheilen innerhalb eines einzigen Tages „auf wundersame Weise“, daß noch nicht einmal Narben zurückbleiben (S. 50).

Ereyon, ein Monarch mit viel Freizeit, entdeckte vor einem halben Jahrtausend das Kloster, auf der Suche nach einem Geschenk, daß die von ihm umworbene Loinnan dazu bewegen könnte, ihn zum Mann zu nehmen (S. 46 f; *Der Posten als Königin von Ibandis scheint schon damals nicht sehr begehrt gewesen zu sein*). Auf sein Versprechen hin, das Geheimnis nicht zu verraten, wur-

de Loinnan ein derartiger Mechanismus eingepflanzt, und sie erhörte dafür sein Werben (S. 48). Doch kaum war er tot, ließ sie Rorya und die Mönche auf ihr Schloß entführen, um weitere Personen zu operieren. Wer diese genau sind, ist nicht ganz klar: Mal handelt es sich um den „heiß geliebten Hofstaat“ der frisch verwitweten Herrscherin (S. 49), an anderer Stelle aber um Leute, „die mit Adel oder viel Geld ausgestattet sind“ (S. 46). Doch nicht jeder überlebte den Eingriff. Unter den verschleppten Klerikern kam es zu Selbstmorden, und schließlich entkam die Äbtissin mit dem letzten Set Einzelteile aus dem Palast. Natürlich mußte sie die Nachstellungen der Monarchin fürchten, aber ihre Flucht führte sie gerade mal ins nächstbeste Dorf. Und statt sich zu verstecken, bekleidete sie am Ende sogar die prominenten „Ämter der Dorfältesten und das der verrückten alten Medizinfrau (S. 51; *Ja, dem Satz zufolge sind es nicht ein, sondern mehrere Ämter der Dorfältesten*).“ Außerdem erzählte sie ihre Geschichte immer wieder einer Schar Kinder, denn Kinder sind ja schließlich für ihre Verschwiegenheit bekannt (S. 46 ff). Daß „Loinnan sie wegen des ausgehenden Vorrats an Zahnrädern und Schrauben nicht der Verfolgung wert erachtete“ (S. 69), konnte sie dabei gar nicht wissen.

Wie aber paßt Netai in dieses Bild? Hat sie dereinst zur königlichen Dienerschaft gehört, ist sie von nobler Abstammung oder vermögend? Die spärlichen Textstellen zu ihrer Vergangenheit teilen uns nichts dergleichen mit. Man erfährt, daß sie in Roryas Dorf aufgewachsen ist (S. 50) und ihrer Kindheit „abenteuerliche Entdeckungsreisen“ unternommen hat (S. 30). Allerdings ist sie in zwei Jahrhunderten „nur eine Handvoll Male“ aus dem Forst herausgekommen, und das auch nie weiter als eine Tagesreise (S. 66). Ihre Eltern haben sie stets vor dem Alkohol gewarnt (S. 34), aber auch das Lesen und Schreiben beigebracht (S. 33). Das könnte auf den ersten Blick durchaus ein Indiz für eine edle Herkunft sein, hatten doch selbst Kaiser wie Konrad II. oder Karl der

Große ihre argen Probleme mit der Welt der Buchstaben. Freilich entstammen die dem realen Mittelalter, während wir uns in der Fantasy befinden. Und da können selbst die Ärmsten der Armen über eine respektable Bildung verfügen. Tatsächlich hat die Elfin „nie eine Schule von innen gesehen“, und auch „für höfliche Etikette hatte nie die Notwendigkeit bestanden (S. 33).“ Damit ist klar, daß Netai zu keiner Zeit dem königlichen Hofstaat angehört hat. Dafür spricht auch, daß Netai den „Walddialekt“ spricht, der sich „wie ein lustig vor sich hin glucksender Bach anhörte“, und nicht „das beinahe fehlerfreie und sehr sanft klingende Elfish, das am Hofe Königin Loinnans unterrichtet und gesprochen wurde“ (S. 82; *wohlgemerkt: Die Sprache selbst ist laut Autorin „beinahe fehlerfrei“, nicht die Aussprache*).

Was also mag Prinz Tefin dazu veranlaßt haben, ausgerechnet bei ihr einen dieser Schrittmacher zu vermuten?

Vermutlich weiß er es selbst nicht. Und Ingrid Pointecker auch nicht.

Auf jeden Fall gelingt es der Verletzten nun, ihren Peiniger zu beißen, und Vahrirs Dolch, den sie zunächst nicht finden konnte, mit etwas blindem Tasten zu ergreifen. Sie läuft durch das unbewachte Tor, und niemand der Verfolger, die längst schon aufgeholt haben müßten, ist mehr hinter ihr her (S. 41 f). „Die Dornen der niedrigen Berggewächse“ zerreißen und zerkratzen ihr dabei den Rock und „die Haut an den Füßen“ (S. 43). Die Socken, die sie laut Seite 29 trägt, scheinen dabei heil zu bleiben.

Und wohin läuft sie? „Mehr denn je wollte sie wieder nach Hause, um in Syens Armen ruhig einschlafen zu können. Müde machte sie sich auf den Weg (S. 42).“

Wo werden Tefins Schergen wohl als Erstes suchen? Schließlich haben die sie unmittelbar vor der Haustür aufgegriffen (Auf Seite 22 kann Syen noch „das flach gedrückte Gras vor dem Eingang der Ruine sehen“)! In der Tat hat auch die Waldelfin noch auf 23 zitternd überlegt, ob es besser wäre, sich ein neues Heim

zu suchen. Ein paar Seiten später ist das alles jedoch vergessen gewesen. Dafür hat sie sich nun gegenüber einer Kriegerin Namens Serra verplappert, und mußte erneut fürchten, die Lage ihres Unterschlupfes preisgegeben zu haben (S. 31). Doch auch daran hat sie sich kurz darauf nicht mehr erinnert; es fällt ihr erst wieder ein, als sie schon wieder zuhause im Bett liegt. Und? Bringt sie sich in Sicherheit? Nein! Sie schläft darüber ein (S. 44). So manches Murmeltier wäre neidisch auf sie.

Syen ist zu dem Zeitpunkt aber schon längst woanders. Die hat nämlich auf Seite 36 entdeckt, daß ihre Geliebte offenkundig von Reitern entführt worden ist. Sie hat die Verfolgung aufgenommen, aber nicht so sehr, um sie zu befreien, sondern „vor allem, um sich bei ihr zu entschuldigen (S. 36).“

Es soll nicht das letzte Beispiel dafür sein, welche seltsame Auffassung die handelnden Personen von Innen- und Außenwelt haben. Es wird noch einige Male vorkommen, daß die Umwelt vollkommen an Bedeutung verliert angesichts der zwischenmenschlichen Problemchen, die den einen oder anderen gerade bewegen.

Syen stürzt derweil unglücklich, verletzt sich schwer und beweist auf ihrem weiteren Weg, „dass die sanft klingende Sprache (der Elfen) sehr wohl zum Fluchen geeignet war“ (S. 43). Sie schleppt sich zur nächsten bäuerlichen Siedlung, die mal zwei (im versehrten Zustand vier) Tagesmärsche entfernt ist (S. 36), dann aber wiederum nur „einige Meilen“ entfernt liegt (S. 43). Noch am selben Abend schließlich (S. 52) wird sie gefunden und zu Rorya gebracht (*Ja, die Welt ist klein...*), die alsdann nach Netai schicken läßt. Die wiederum hat sich nach einem ausgiebigen Schläfchen ein Bad gegönnt, und dabei festgestellt, daß sie erste graue Strähnen und das Spiegelbild einer alten Frau hat (S. 54/55). Als sie im Dorf der Heilerin eintrifft, wird sie von der genesenden Syen mit Kuß und Umarmung begrüßt, und... sieht natürlich müde aus (S. 59). Offenbar scheint eine gewisse Schlaftrunkenheit zu ihren Grundeigenschaften zu gehören.

Unterdessen versucht die Autorin, auch bei zwei Einheimischen eine lesbische Beziehung anzudeuten: „Es war kein Geheimnis, dass die beiden mehr als Jagdgefährtinnen waren, doch keine hatte sich bisher getraut, den ersten Schritt zu machen (S. 59).“ Leider ist dieser Satz so mißverständlich in den Kontext eingebettet, daß auch Netai und Syen gemeint sein könnten. In dem Falle jedoch hätte die Passage mit dem „ersten Schritt“ zwar romantisch geklungen, aber keinen Sinn ergeben.

Wir erfahren ein paar weitere Details aus der Zeit vor zwei Jahren, als Netai die schwer verletzte Syen bei sich aufgenommen hat. Nun wird uns zwar gleich im Prolog auf Seite 7 mitgeteilt, daß die Kriegerin einen der Schrittmacher in der Brust trägt, aber in diesem Fall war die damit verbundene Heilung „auf wundersame Weise“ (S. 50) ausgeblieben. Warum das so ist, hat die Autorin versäumt zu erklären, aber da die Soldatin mit dem Schwert durchbohrt worden ist (S. 18), nehme ich mal an, daß hierbei auch der Mechanismus in ihrem Brustkorb beschädigt worden ist. Freilich wären dann auch Symptome eines rapiden Alterungsprozesses zu erwarten gewesen, so wie sie Netai inzwischen heimsuchen (ab S. 54/ 55), aber davon erfahren wir nichts. Frau Pointecker, Sie enttäuschen mich!

So ganz nebenbei kriegen wir auch mit, daß Netai zum Zeitpunkt der Operation „beinahe zweihundert Winter erlebt hatte“ (S. 64 und 66), und stets als „klein und jung“ (S. 53), „junge Elfe“ (S. 40), „junge Frau“ (S. 40) und „blutjung“ (S. 56) beschrieben wird. Rorya ist haargenau im selben Alter gewesen, als man sie mit dem Gerät ausgestattet hat, und ihr Spiegel hatte ihr das Antlitz einer Dame gezeigt, „die keinen Tag älter als dreißig aussah“ (S. 48). Nun ist „dreißig“ nach menschlichen Maßstäben nicht gerade „blutjung“; die Autorin wäre gut beraten gewesen, uns einen Hinweis darauf zu geben, wann bei Elfen die Pubertät endet. So manches Detail des Romans läßt mich daran zweifeln, ob sie bei dieser Rasse überhaupt je abgeschlossen ist.

Syen ist übrigens „fünfzig oder sechzig Jahre“ älter als Netai (S. 58) – Ein solcher Altersunterschied wäre bei Menschen in der Tat ungewöhnlich, doch bei Elfen mag dies der Standard sein.

Auf jeden Fall war die frühere Kloostervorsteherin Rorya weiland genau die Richtige gewesen, um der Verwundeten innerhalb von drei (S. 15) oder vierzehn (S. 50) Tagen wieder auf die Beine zu helfen. Beeindruckt von Netais aufopfernder Pflege, beschloß die ehemalige Äbtissin, der Waldelfin den letzten ihr verbliebenen Schrittmacher zu implantieren (S. 50). Somit wissen wir nun, warum auch Netai so ein Gerät in der Brust trägt. Prinz Tefin allerdings hat davon nie erfahren.

Doch auch, wenn sich die Heilerin mit der Apparatur auskennt, kann sie trotzdem nicht helfen, denn sie besitzt keine der nötigen Einzelteile mehr. Sie lassen sich auch nicht den Leibern Toter entnehmen, denn einmal eingepflanzt, verrosteten sie, sobald sie herausgeholt werden (S. 50). Es bleibt Syen und Netai nichts weiter übrig, als die Überreste des verlassenen Klosters aufzusuchen in der Hoffnung, dort noch ein paar liegengelassene Zahnräder und Schrauben aufzustöbern (S. 60/ 62/ 66).

Unterdessen ist der Waffenmeister Vahrir erbost darüber, daß der Königssohn seiner Braut offenbar nichts von dem ihr zuge-dachten Schicksal erzählt hat. Er packt und schüttelt ihn (trotz seiner in diesem Kapitel offenbar vergessenen Dolchverletzung von Seite 40). Dabei fällt – oh, Wunder! – das entnommene Zahnrad zu Boden, und ohne nähere Erläuterung nimmt es der alte Kämpe an sich, fragt: „Was habt Ihr getan?“ und holt zum Schlag aus. Wie aber reagiert der Königssohn auf dieses unbotmäßige Verhalten? Weist er seinen Untertan zurecht? Ruft er die Wachen ob dieser Anmaßung? Nein, er grinst nur süffisant (S. 44) und läßt sich gar halbtot prügeln (S. 52/ 57), bevor er eher zufällig von zwei Kriegerinnen gerettet wird (S. 52). Mir selbst drängt sich der Verdacht auf, daß bei der Autorin der Drang nach ungestrafter Selbstgerechtigkeit größer gewesen ist, als das Stre-

ben nach Logik. Immerhin enthält dieser Abschnitt sogar ein Plädoyer für die körperliche Züchtigung (S. 45: „Doch sollte sie [die Vermutung, der Königssohn hätte großen Schaden angerichtet] sich bewahrheiten, hätte Tefin mehr als nur eine Tracht Prügel verdient“).

Vahrir wird abgeführt, und niemand kommt auf den Gedanken, ihm seine Habseligkeiten abzunehmen, auch nicht das Rädchen, das er dem Thronfolger weggenommen hat (S. 52). Im Schulturm eingesperrt, unternimmt er ausgesprochen merkwürdige Reisen: Auf Seite 52 noch wird er von Mitgefangenen verhöhnt, doch auf Seite 67 ist er inzwischen ganz allein im Stockwerk. Zwar soll dies Seite 68 zufolge eine Maßnahme sein, „damit er nicht wegen der Folter oder Ähnlichem die anderen Verhafteten gegen die Wachen aufwiegelte“ (*Sind die Insassen denn sonst höflich zu den Posten? Und durch die Gitter ihrer Zellen hindurch eine Bedrohung?*), doch auf Seite 86 gibt es dann doch wieder Mithäftlinge.

Rorya kehrt währenddessen in die Höhle des Löwen zurück: den Palast, aus dem sie weiland geflüchtet ist. Sie hat als einfache Reisende keine Probleme damit, bis zum Thronsaal vorzudringen. Selbst die Wachstube ist leer (S. 63), und auch der Schulturm wird von keinem einzigen Posten beaufsichtigt (S. 67/ 68). Die Heilerin sucht den gefangenen Waffenmeister auf, um ihm „„so viel (zu) erzählen, wie (sie) kann“ – Aber seltsamerweise ist es doch nicht genug, daß Vahrir die Zusammenhänge erkennt und ihr das Zahnrad übergibt, das er Tefin abgenommen hat (S. 68). Sollte er es doch tun, so hat es die Autorin versäumt, den Leser davon in Kenntnis zu setzen.

Die beiden verabreden einen Plan, wenn auch einen ziemlich dummen: Statt sich hier im Schloß zu verstecken, in das sie ja nun schon mal unbehelligt eingedrungen ist, soll sie wieder heimgehen (S. 68), und sich später noch mal einzuschleichen, wenn überall wieder Wachen aufgestellt sind (S. 70 ff).

Und obwohl der Waffenmeister sichtbar gefoltert worden ist, spart sich Rorya ihre Heilkünste für Prinz Tefin auf. Der ist „durch Vahrirs Tracht Prügel dem Tode nah“ (S. 57), doch nach ihrer Stippvisite trägt er gerade mal „einige blaue Flecken“ davon (S. 69). Erklärt wird dies mit den besonderen Fähigkeiten der früheren Äbtissin; es macht nicht den Eindruck, als würde der Thronerbe selbst über ein mechanisches Räderwerk im Brustkorb verfügen, das seine Blessuren „auf wundersame Weise“ hätte verheilen lassen (S. 50). Nicht sehr nett von seiner Mutter, wo sie doch sonst jedem aus ihrem „heiß geliebten Hofstaat“ die Schrittmacher hat einpflanzen lassen, den sie nicht an den Tod verlieren möchte (S. 49)! Das rechte Alter hätte er nämlich gehabt angesichts der Tatsache, daß er zusammen mit Syen aufgewachsen (S. 36) und trainiert worden (S. 82) ist.

Wie dem auch sei, die Genesung des Königssohns hilft der einstigen Klostervorsteherin dabei, selbst nicht mehr auf der Schwarzen Liste zu stehen. Das Schicksal des Waffenmeisters kann sie dadurch freilich nicht abwenden. Denn nebst versuchtem Prinzenmord wird ihm auch die Beihilfe zur Flucht Netais vorgeworfen – Die Selbstverletzung, mit der er seine Unterstützung zu vertuschen gesucht hat, ist offenkundig nicht nur bei der Autorin in Vergessenheit geraten (S. 88).

Aber zurück zu Rorya! Die hat „vor gut fünfhundert Jahren“ (S. 46) „beinahe zweihundert Lenze gesehen“ (S. 48), muß also an die siebenhundert Jahre alt sein. Damit hat sie zwar nicht die „neunhundert, ja gar tausend möglichen Lebensjahre“ (S. 48) erreicht, ist aber die „älteste Untertanin Loinnans“ (S. 122).

Doch trotz ihres fortgeschrittenen Alters beteiligt sie sich auf Seite 70/ 71 als Klettermaxe, um heimlich ins königliche Schloß einzudringen (Auf Seite 66 war sie noch einfach so hineinspaziert, ohne aufgehalten zu werden). Sie stiehlt sich an den Bogenschützen vorbei und läßt sich „so geräuschlos wie möglich auf

das kaum einen Meter unter ihr liegende Dach fallen“ (S. 76). Damit erfahren wir, daß man in Ibandis die Dächer mit Matratzen zu decken pflegt.

Anschließend versteckt sie sich für insgesamt vier Tage im Taubenschlag (S. 85). Kommt eigentlich nie jemand vorbei, um das Federvieh zu füttern? Immerhin gibt es dort eine Futterkiste (wenn auch keine Elfentoilette, die einem beim Vermeiden verräterischer Spuren dienlich sein könnte). Dabei sind diese Vögel sogar mit Wunderfähigkeiten ausgestattet, denn man kann ihnen sagen, wohin sie fliegen sollen, und sie verstehen einen nicht nur, sie finden auch von selbst den richtigen Weg. Wie sonst läßt es sich erklären, daß Rorya keinerlei Probleme damit hat, eines dieser Tiere „in Richtung ihres alten Klosters“ zu schicken (S. 79)?

Doch für Vahrir kommt diese Maßnahme zu spät. Auf seinem langen Weg zum Galgen entsteht tatsächlich die Hoffnung, es möge doch noch eine unerwartete Wendung eintreten (S. 88 f). Doch dem ist nicht so: Er wird hingerichtet, und kann uns damit nicht mehr verraten, woher er von der Beziehung zwischen Syen und Netai weiß (S. 88). Zumindest steht auf Seite 68 nichts davon, daß Rorya ihm explizit davon erzählt haben mag.

Letzten Endes ist es ihm aber doch noch gelungen, ihr zu einem nicht näher erwähnten Zeitpunkt das fragliche Zahnrad zukommen zu lassen (S. 95). Leider hat es bereits zu rosten begonnen, und nur wenige Seiten später hat es Frau Pointecker auch schon wieder vergessen.

Doch so schwierig es für die Heilerin auch gewesen ist, ihren Unterschlupf aufzusuchen, ihn zu verlassen bereitet ihr Seite 95 zufolge keine Probleme: „Im Schutz der Morgendämmerung verließ sie zwei Tage nach Vahrirs Hinrichtung ihren Unterschlupf... Ihr Weg führte sie wieder durch das Tor des Schlosses hinaus und den Bergpfad hinab, den sie vor einigen Tagen erklettert hatte“ (*Anmerkung des Kritikers: Nach den Angaben auf S. 85 und S. 95*

sind es vier Tage gewesen). Ich vermute mal, die Autorin hatte einfach keine Lust mehr, auch an dieser Stelle noch ein kleines Versteckspiel mit den Posten einzubauen.

Man hätte diese beiden auf dem Schloß spielenden Sequenzen auch anders anlegen können. Rorya hätte sich wie ein Dieb in der Nacht einschleichen können, an den Soldaten vorbei in den Schuldturm eindringen, anschließend ins prinzliche Gemach (Tefin zu heilen) und schließlich in den Taubenschlag. Damit hätte Frau Pointecker für mehrere Kapitel Dauerspannung sorgen können. Daß sie durchaus fesselnde Sequenzen schreiben kann, hat sie bewiesen in jenen Szenen, in denen sich die Heilerin an den Bogenschützen vorbei stiehlt (S. 72 f/ S. 76), oder in denen der Waffenmeister seinem Tod ins Auge blickt (S. 87 ff). Doch dazu hätte es mehr Ausdauer bedurft, und wohl auch zwei oder drei halbwegs genialer Einfälle, wie man Loinnans Schergen umgeht. Ich vermute mal, die Autorin hat sich damit überfordert gefühlt.

Währenddessen reisen Syen und Netai weiter nach Süden, und Letztere bringt es in ihrem geschwächten Zustand nun sogar fertig, auch dann tief und fest zu schlafen, wenn sie herumgerollt (S. 79), in einem Gewitter klatschnaß (S. 79 f), oder von Syen getragen wird, die gerade vor Skeletten flüchtet (S. 76 f). Nahe der Grenzen zum Elfenreich Myorin geraten die beiden in die Fänge der Brigantin Lier'fa und ihrer Schergen (S. 79 ff), zusammen mit der Kriegerin Serra (S. 84), die ihnen mit Wissen Vahrirs noch gefolgt ist (S. 57/ S. 69 f). Als wäre das allein nicht schon Zufall genug, ist Lier'fa auch noch Syens Ex-Freundin (S. 84). Und wohl nicht sehr gut auf die Verfllossene zu sprechen, denn sie nimmt den Gefangenen zwar die Knebel ab (S. 84), läßt sie dann jedoch gefesselt liegen (S. 83 f/ S. 93) und geht erst einmal in die Kneipe (S. 92 ff).

Dort wird sie Zeuge, wie sich eine Bardin namens Nemennaya produziert, indem sie eine Geschichte über das Königshaus von Ibandis zum Besten gibt. Woher sie ihr Wissen hat, ist ein wenig mysteriös, denn es ist sowohl verboten, die Grenze zu überqueren, als auch, Kontakt mit Leuten aufzunehmen, die jenseits davon leben. Und trotzdem hat sie genügend Reisende zum Tod des Waffenmeisters befragen können, um Stoff für eine Erzählung zusammen zu bekommen (S. 90).

Sie beginnt mit ein bißchen Geläster über Prinz Tefin, und obwohl sich die Spelunke außerhalb seines Landes befindet, fürchten sich die meisten Anwesenden vor Spitzeln (S. 91). Dann wechselt sie zu seinem Vater Ereyon, der zwar ein „gütiger, weiser König“, doch vor lauter Feldzügen „oft nicht mehr als eine Handvoll Wochen daheim“ gewesen sein soll (S. 90). Daher sollen sich seine Gemahlin Loinnan und der Waffenmeister nähergekommen sein, und plötzlich war die Herrscherin für mehrere Monate auf „Truppeninspektion“ gewesen. Bei ihrer Rückkehr dann „zog ein neues Mitglied der Garde im Schloss ein und wurde Vahrirs Obhut übergeben. Es handelte sich um ein winzig kleines Elfenkind namens Syen, das vor den Toren des Schlosses in einem Korb gefunden worden war“ (S. 91). Wir lernen daraus, daß schon Säuglinge dem Militär beitreten können, und die Autorin sich ein wenig aus dem Alten Testament bedient hat. Doch daß es sich hierbei nicht um Moses, sondern um Syen gehandelt hat, ist spätestens nach Roryas Andeutungen auf Seite 87 keine wirkliche Überraschung mehr. Trotzdem präsentiert es die Bardin als große Enthüllung, daß Tefin nicht der einzige Thronfolger sei, mit großem Tamtam (S. 92: „Und ich sage euch... diese Syen ist Vahrirs und Loinnans leibliche Tochter“). Wirkliche Beweise hat sie jedoch nicht. Als Lier'fa einwirft, Syen sei vor zwei Jahren gefallen, weiß sie nichts Besseres zu sagen, als daß Syen „das Herz Vahrirs“ habe, „listiger als ihr eigener Lehrmeister“ kämpfe und „die hart gesottenen Krieger jenseits der Grenzen von Iban-

dis... beim Klang ihres Namens“ erzittern. Mit anderen Worten: Sie plaudert Dampf! Doch entweder sind ihre Zuhörer samt und sonders betrunken, oder sie lassen sich generell leicht beschwätzen, auf jeden Fall schenken sie der Erzählerin Glauben (S. 92). Und die verdient an diesem einzigen Abend allen Ernstes „mehr als sie für ein ganzes Jahr zum Leben brauchte“ (S. 98). Nun handelt es sich laut Seite 142 um eine „kleine Taverne“, also stellt sich die Frage, wie viele Gäste darin Platz finden, und wie viele wohlhabende Personen sich unter das einfache Volk mischen, daß so viel Spenden zusammen gekommen sind. Es mag auch sein, daß sich Barden hierzulande für elf Monate in der Erde eingraben, in zeremonielle Trance versinken, und dadurch weder Essen müssen, noch Kleidung abnutzen. Oder daß sie Photosynthese betreiben, weil sie Algen in den Haaren haben... Aber am wahrscheinlichsten erscheint es mir, daß Frau Pointecker an dieser Stelle einfach nicht nachgedacht hat.

Auf jeden Fall findet die Erzählung rasch Verbreitung. Es dauert sage und schreibe ganze zwei Tage, daß die Nachricht von Vahrirs Tod an Nemennayas Ohren dringt, und die Bardenmär über die geschlossenen Grenzen zurück die Bauern von Ibandis erreicht (S. 95). Sie kommen natürlich auch Prinz Tefin zu Ohren, und da sich seine Mutter nach dem Tod des Waffenmeisters zum Schmollen zurückgezogen hat, beschließt er zu handeln: „Wer es wagte, den Wunsch nach einem anderen Thronfolger als ihn auszusprechen, teilte das Schicksal Vahrirs, ohne zuvor die Chance auf einen fairen Prozess bekommen zu haben (S. 107).“ Nun, zumindest ist es das, was Frau Pointecker behauptet, aber beschreiben tut sie etwas ganz anderes. Sie läßt ihn nämlich wahllos morden, gleich ob die Opfer nun etwas „ausgesprochen“ haben oder nicht: „Kein Dorf des einst so großen Elfenkönigreichs blieb von seiner Wut verschont“ (S. 107). Und „wie die Heuschrecken fielen die königlichen Soldaten über das Dorf her und

töteten jeden auf dem Weg, der ihnen vors Pferd lief“ (S. 107). „Dorf und Dorf brannte, Stadt um Stadt wurde überrannt und fast entvölkert“ (S. 109).

Schon bei den Mönchen aus dem Kloster ist es zu Massenselbstmorden gekommen, weil sie gezwungen worden sind, gegen ihr Gewissen zu handeln (S. 49). Nun legen auch Ibandis' Kämpen lieber Hand an sich selbst, als gegen ihre mörderischen Befehle zu rebellieren (S. 109). Ein allgemeiner Heeresaufstand wäre in einer Situation wie dieser durchaus zu erwarten gewesen, insbesondere wenn man bedenkt, wie unbeliebt der kommandierende Thronfolger ist (z. B. laut S. 151). Im alten Rom beispielsweise war dies eine Zeit lang sogar die übliche Methode für einen neuen Cäsaren, um an die Macht zu kommen. Aber wir sind nicht im alten Rom, wir befinden uns in Ibandis, und da tut man eher Unschuldigen und sich selbst etwas an, als demjenigen, der einem vorgesetzt ist.

Rorya und ihrer Schülerin Tar'yana gelingt es während der Massaker, ein paar der Kinder ihres Dorfes zu retten. Und wohin führen sie sie, wo doch „dort draußen Soldaten sind“? Ausgerechnet in die Burgruine im Ebona- Wald (S. 118)! Die Heilerin sollte eigentlich wissen, daß der Sohn der Königin den Unterschlupf schon seit Seite 22 kennen mußte!

Und kaum ist die Gruppe dort eingetroffen, bringt sie ihrer Eelvin noch schnell den letzten Rest ihres Wissens bei (S. 121) und stirbt dann (S. 122). Wohlgemerkt, wir reden hier von Rorya, die wenige Tage zuvor noch rüstig genug gewesen ist, um in aller Heimlichkeit die Schloßmauer zu erklimmen (S. 70/ 71 und S. 72/ 73)!

Unterdessen beschließt Lier'fa, sich der Gruppe um Syen, Netai und (neuerdings) Serra anzuschließen, um das Herz ihrer früheren Geliebte und möglichen Thronfolgerin „wieder zu erobern“ (S. 94). Doch entweder entfällt ihr das zwischenzeitlich immer wie-

der mal, oder aber der Autorin. Denn schon auf Seite 101 brodelte „zwischen Lier‘fa und Syen... für alle deutlich merkbar Zorn und Verachtung.“

Ohnehin scheint mir Frau Pointecker zu sehr in ihre Protagonistinnen verliebt zu sein, als daß sie ihnen allzu fatale Schwächen zugestehen möchte. Darum gibt es auch im ganzen Roman keine wirklich funktionierende Täuschung. Die Schurken werden stets rasch durchschaut, und sie müssen den vereinigten Rechtschaffenen kleinlaut begeben. Auf Seite 97 trifft es Lier‘fa.

Aber die vier sind nicht allein, denn als Nemennaya zufällig in der Nähe ist, fällt der Name „Syen“. Daraus schließt die Bardin messerscharf, daß dieser Vorname nur ein einziges Mal auf der ganzen Welt vergeben worden, und sie gerade der Thronanwärterin aus ihrer Geschichte begegnet ist (S. 98). Aber damit ist es noch nicht genug an Zufällen: Ausgerechnet sie ist es, welche die von Rorya entsandte Taube mit dem Brief an die Kriegerin gefunden hat (S. 98). Diesen möchte sie übergeben, aber auch neugierig beobachten, wie das Schicksal der unverhofften Prinzessin nun weitergeht. So folgt sie den Vieren mit einigem Abstand.

Die erreichen währenddessen den Rand der Ferrin- Wüste (S. 101). Nun ist es geographisch fragwürdig, ob die so nahe an einem gemäßigten Wald liegen kann, abgetrennt nur von einem Gebirge, das niedrig genug ist, daß es von einer geschwächten Netai überquert werden kann.

Doch bei der sogenannten „Wüste“ handelt es sich ohnehin um etwas anderes, als wir es aus unserem allgemeinen Sprachgebrauch gewohnt sind. Denn das Grüppchen spaziert einfach bei Tag hindurch (S. 101), und man würde jetzt eigentlich erwarten, daß die Forst und Bergland gewohnten Elfen dabei schrecklichste Strapazen durchleiden müßten. Wir sind Schilderungen einer unbarmherzig brennenden Sonne gewohnt, von ausgedörrten Kehlen, trügerischen Fata Morganas, tosenden Staubstürmen, Kräfte raubendem Stapfen über Dünen und dem ständig drohenden Kol-

laps. Doch Frau Pointeckers Figuren sind viel zu sehr mit ihren zwischenmenschlichen Wehwehchen beschäftigt, als daß sie irgendwelche Umwelteinflüsse wahrnehmen würden (S. 101). Die gerade einmal weitläufig als „glutheiße Ebene“ bezeichnete Gegend scheint damit ein eher gemütlicher Ort zu sein, denn er wirkt auf die Schar weniger durch sein extremes Klima, als durch seine ästhetischen Qualitäten: „Außerdem waren die Steine (einer zur Rast gewählten Felsformation) relativ frei von Sand, was eine willkommene Abwechslung darstellte (S. 102).“

Erst viel später, in einem angedeuteten Rückblick, ist noch mal kurz von der „Glutofenhitze“ der „offene(n) Wüste“ die Rede (S. 123). Nur schade, daß die Reisenden sie der Beschreibung nach niemals am eigenen Leib erlebt haben! Vielleicht sollte man die Autorin vor dem Abfassen ihres nächsten Werkes im Süden Algeriens aussetzen, damit ihre Landschaftsbeschreibungen ein wenig lebensnaher geraten?

Aber nicht nur ihr scheint es an den einen oder anderen Kenntnissen zu fehlen, auch ihre Figuren stellen sich beizeiten haarsträubend dämlich an. Da besteht die Gemeinschaft nebst Netai aus „drei sehr fähige(n) Kriegerinnen“ (S. 103 f), und obwohl sie sich bewußt sind, daß sie verfolgt werden (S. 102), sie befürchten, von Tefins Schergen gesucht zu werden (S. 103) und sie sich in verbotenem Land befinden (S. 96), stellen sie keine Nachtwaache auf.

Dementsprechend kann sich Nemennaya unbehelligt anschleichen und Serra die Taubenpost ins Gepäck schmuggeln. Sie wäre auch beinahe unbemerkt geblieben, doch muß sie dort, wo ihre Gedankengänge den Spannungsbogen zerstören, unkonzentriert geworden sein: Serra registriert im Halbschlaf ihre Anwesenheit, und Lier‘fa wird sogar wach und schmeißt sie aus dem Lager (S. 104). Merke: Wer sich in brenzlichen Situationen befindet, sollte sich als Allerletztes mit belanglosen Erinnerungen und Zukunftsplänen befassen!

In der Folgezeit versucht Lier‘fa ab und zu mal, Zwietracht zwischen Syen und Netai zu schüren, aber das gelingt den beiden auch ohne Mithilfe. Wenn Syen bei Tag durch die Wüste stapfen will, Lier‘fa bei Nacht, und Netai der Vernunft den Vorzug vor der Sympathie gibt, sollte das eigentlich kein Grund für eine Verstimmung sein. Wohl aber in der Welt von „Herbstsplitter“! Hier wird es von einem erwartet, daß man jemandem, der als „gut“ definiert worden ist, mit deutschem Kadavergehorsam zu folgen hat (S. 102).

Doch wenn Netai auch immer wieder anfällig für leichte Zweifel ist (S. 23 ff, S. 102, S. 113 und S. 176 f), halten sie bei ihr in der Regel nicht lange genug an, um einen ernsten Groll aufkommen zu lassen. Unterdessen ziehen sich Serra und Syen zur Übergabe des Briefes zurück. Lier‘fa fühlt sich hintergangen, und es kommt zum Kampf: Serra fällt und Syen rutscht mal wieder einen Abhang hinunter (S. 114 f). Schlußendlich ist es Netai, welche die Brigantin tötet, und prompt tritt Nemennaya auf den Plan, um Syen mit dem üblichen Pomp ihre Herkunft zu verkünden. Nur, daß die das auch gerade aus dem Brief erfahren hat, den sie überflogen hat, kaum daß sie aus der Ohnmacht erwacht ist (S. 117).

Seite 120 zufolge hat Syen ebenso wenig Lust, Königin von Ibandis zu werden, wie seinerzeit Loinnan (S. 46 f) oder mögliche Bräute für Prinz Tefin (S. 15). Nun handelt es sich dabei um ein Königreich, „das so desolat war, dass es die meisten nicht einmal geschenkt haben wollten“ (S. 120). Gibt es wirklich nirgendwo einen unterdrückten Hörigen, Leibeigenen, Hintersassen oder Sklaven, der nicht davon träumt, einmal Herrscher zu sein? Auch wenn sich sein Machtbereich gerade mal über eine Handvoll Dörfer erstrecken mag (S. 13)?

Sie werfen einen Blick zurück in Richtung Norden, und obwohl eine Wüste und ein Gebirge dazwischen liegen, können sie tatsächlich Wolken über ihrer Heimat erkennen, die nach Schnee aussehen (S. 121). Schnee steht nach meiner Erfahrung bevor,

wenn sich der Himmel weiß verfärbt (mit einem leichten Stich in Richtung Rosa). Ob dieses Phänomen allerdings aus weiter Ferne erkannt werden kann, wenn einem zudem noch eine Reihe Berggipfel die Sicht versperrt, erscheint mir doch arg fraglich.

Dann erreichen sie die Überreste des Klosters. Doch so sehr sie sich auch anstrengen, nirgends zwischen den Trümmern stoßen sie auch nur auf Spuren von Zahnrädern oder Schrauben. Und seltsamerweise ist es Syen, die als Erste aufgeben möchte. Darüber entspinnt sich auf Seite 129 der folgende Dialog:

Syen: „Doch wenn wir bis zum Nachmittag nichts finden, können wir nichts für Netai tun...“

Nemennaya: „Was wirst du nur für eine Königin werden, wenn du jetzt schon aufgibst!“

...

Syen: „Nun gut, wir suchen noch bis zum Nachmittag. Dann müssen wir aber aufbrechen.“

Da tut die Autorin doch glatt so, als hätte sich die Kriegerin beschwätzen lassen, und der Bardin ein Zugeständnis gemacht! Doch stattdessen hat sich nichts verändert: „Bis zum Nachmittag“ ist keine Fristverlängerung gegenüber zu „Bis zum Nachmittag“! Frau Pointecker, wir sind hier nicht im Werbefernsehen! Der Leser ist keiner von den angeheiterten Zechern in der Taverne, die sich von jedem einwickeln lassen, den die Schriftstellerin toll findet!

Doch bei aller Schelte ist es auch mal wieder an der Zeit für ein Lob: Was ist das für ein geschickter Schachzug, das Stöbern in den Überresten der Abtei als vergeblich erscheinen zu lassen (S. 129 f)! Die Erzählerin hat tatsächlich der Versuchung widerstanden, die Verlängerung der Suche mit einem erfolgreichen Fund zu belohnen. Keine alles in Wohlgefallen auflösende Entdeckung in letzter Minute! Dadurch kehrt tatsächlich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit ein, verstärkt noch durch die Aussicht auf eine beschwerliche Heimreise und den symbolträchtigen, viel zu frühen

Anbruch des Winters. Was auch immer das für eine Wüste sein soll, die sie wieder einmal zu durchqueren haben, selbst hier ist es „merklich kühler geworden“ (S. 131). Ich gehe mal von einer Art Gobi im Miniaturformat aus.

Freilich steht die Schriftstellerin nun vor dem Problem, wie die Geschichte weitergehen soll, wo das Ende der Queste nicht zum ersehnten Ziel geführt hat. Es besteht keine Aussicht auf Rettung mehr, und auf Seite 132 ist es Frau Pointecker tatsächlich gelungen, diese Trauer und Wehmut in einer poetischen Szene einzufangen.

Wäre Netai tatsächlich gestorben, ich hätte den Hut gezogen vor der Autorin, daß sie es tatsächlich geschafft hätte, mich zu verblüffen. Der bis dahin so vorhersehbare Plot wäre völlig unvermittelt in echte Tragik umgeschlagen.

Auch eine geniale Idee, wie ein bereits bekanntes, aber nicht näher beachtetes Detail unversehens die entscheidende Wendung herbeiführt, hätte meinen Beifall gefunden.

Doch leider scheint die Urheberin des Romans damit überfordert gewesen zu sein, und so tritt – wie immer, wenn der Dichter keine andere Lösung mehr weiß – ein Deus ex Machina auf den Plan (S. 130/ 133 f). Wie es sich für solch geheimnisumwitterte Gestalten gehört, ist er in eine rotseidene Kapuzenrobe gehüllt, daß niemand seinen Körper sieht. Ab und zu gibt er auch Sätze von sich, die nicht wirklich einen Sinn ergeben, aber ausgesprochen mysteriös klingen (z. B. auf S. 134: „Dort, wo ich herkomme, ist Zeit nicht von Bedeutung.“).

Der Deus ex Machina stammt von Hachtinas, einer Vulkaninsel und „ewigen Schmiede“, daß man sich an Hephaistos/ Vulcanus aus der antiken Mythologie erinnert fühlt (S. 135). Die Beschreibung des Ortes, durch den Syen von ihrem rätselhaften Begleiter geführt wird, ist durchaus faszinierend, auch wenn man sich hier und da an die „Matrix“- Filme oder Paolo Serpieri's „Morbus Gravis“ erinnert fühlt (S. 134 ff). Dort läuft auch dieselbe blaue Flüs-

sigkeit durch Röhren, die in den eingepflanzten Schrittmachern die Mechanik am Laufen hält. Freilich hat die Autorin ganz vergessen, daß Syen diese Substanz noch nie zu Gesicht bekommen hat. Zwar meint die Kriegerin auf Seite 136, sie von Netais Wunde von Seite 42 her zu kennen, doch die hat bei der Beschreibung der Blessuren der Waldelfin auf Seite 55 schon keine Erwähnung mehr gefunden. Aber wiedergesehen haben sich Netai und Syen erst auf Seite 58! Und zumindest auf den Seiten 59 und 60 muß sich die Verletzung bereits soweit geschlossen haben, daß sich nicht mehr feststellen läßt, ob nun eine Schraube oder ein Zahnrad fehlt. Syen weiß also gar nichts von dieser Tinktur, geschweige denn, wie sie aussieht!

Außerdem schreibt die Autorin noch dermaßen mißverständlich, daß man auf Seite 136 zu lesen meint, alle Ibandis-Elfen würden eine solche Apparatur in sich tragen.

Aber wen man schon einmal eine solch zwielichtige Gestalt wie den Deus ex Machina eingeführt hat, stehen einem eine ganze Reihe von Möglichkeiten offen, wie man der Handlung eine unerwartete, aber im Nachhinein logische Wendung verpassen kann. Was wäre das für ein genialer Coup gewesen, hätte sich jener Fremde in der roten Seidenkutte z. B. als König Eryon, Königin Loinnan oder gar als Prinz Tefin entpuppt, deren vorliegende Taten und Untaten gerade mal Teil eines größeren Planes wären!

Doch Frau Pointecker hat sich stattdessen für ein Gleichnis mit dem Holzhammer entschieden: „Wir waren Ausgestoßene, ursprünglich Elfen, jedoch mit seltsamen Kräften beschenkt. Woher diese Kräfte kamen, wussten wir damals noch nicht. Aber irgendwann, nach vielen Jahren der Flucht und Verachtung, durch andere Elfen, hatten uns unsere Gaben zusammengeführt (*Ja, hier ist ein Komma zuviel gesetzt*). Aus Angst vor deren Zorn, weil sie unsere Andersartigkeit nicht akzeptieren konnten, organisierten wir uns ein Schiff und flohen auf das offene Meer (S. 137).“

Daß wir uns bei „Herbstsplitter“ in einer Fantasy- Welt voller lesbischer Liebender befinden, wird einem Leser meist schon relativ früh klar. Die „Hachtinasi“, wie sich die zwölf überlebenden Emigranten in der Folgezeit nennen, werden in diesem Sinne so beschrieben, als wären sie wegen einer vergleichbaren Eigentümlichkeit ausgestoßen worden. Tatsächlich eint sie jedoch keine sexuelle Präferenz, sondern die Fähigkeit zum Zaubern, die ursprünglich einmal allen Elfen gegeben gewesen war (S. 138).

Auch sie sind nicht die Urheber der Technologie: wie die Mönche um Rorya haben sie sie einfach nur vorgefunden und erlernt. Auch hier ist mal wieder eine Bibliothek mit im Spiel gewesen (S. 137). Wer die wahren Erschaffer der Schrittmacher sind, bleibt im Unklaren, aber auf Seite 138 wird eine Instanz der „Elfengötter“ erwähnt. Auf Seite 139 dann wird enthüllt, daß die Gabe der Magie nun schon seit zwei Jahren zu den Elfen zurückkehrt; lediglich die von Ibandis sind ausgespart worden, weil sie aufgrund ihrer kriegerischen Vergangenheit „wohl nicht bereit für ein Geschenk waren.“

Der Deus ex Machinas trifft einen Handel mit Syen, daß sie das fehlende Zahnrad von ihm bekommt, wenn sie ihn dafür im Gegenzug tötet. Auf welche Weise er den Zeitpunkt bestimmen will, erzählt er nicht. Und statt das Grüppchen auf der Heimreise zu begleiten, bleibt er immer ein Stück außer Sichtweise. Sinn und Zweck dieses Verhaltens bleiben im Unklaren, aber das ist wohl das Vorrecht jener Figuren, die für sich in Anspruch nehmen, geheimnisvoll zu sein.

Ohnehin dauert der Marsch zurück nach Ibandis nicht so lange wie der Hinweg. Schon bei Morgengrauen haben sie den über die Grenze führenden Bergpaß erreicht, sowie die Taverne, in der Nemennaya auf Seite 98 noch die Gäste ausgenommen hat (S. 142). Inzwischen jedoch scheint sich die großpolitische Lage verschärft zu haben, denn der Wirt schnauzt die Neuankömmlinge mit Blick auf Syen an: „Und solche wie die würde ich auch nicht

mehr einlassen, wenn ich geöffnet hätte. Mörderisches Pack! Verzieht Euch in die Roinak- Berge zu Eurer Loinnan, wo Ihr hingehört (S. 142; *Die Großschreibung der Anreden steht so im Text, obwohl die ganze Gruppe gemeint gewesen ist!*)“

Man kann also davon ausgehen, daß inzwischen Krieg mit Ibandis herrscht. Doch es sind keine einheimischen Soldaten, die sich nun der Gemeinschaft entgegen stellen, sondern Lier‘fas zurückgelassene Söldner (Drei an der Zahl und alles Männer). Obwohl sie Nemennaya schon ganze Goldbeutel geraubt haben (*Wieviel braucht sie noch mal, um ein ganzes Jahr davon leben zu können?*), freut sie sich nun auf einmal „fast auf einen losbrechenden Kampf“. Sie erzählt uns nicht, wieso sie diesmal mutiger ist als bei früheren Gelegenheiten. Und wie äußert sich ihre neu gefundene Tapferkeit? „Nemennaya lief währenddessen in höllischem Tempo davon (S. 143).“

Nichtsdestotrotz ist die Schlachtsequenz gut beschrieben, auch wenn am Schluß wieder mal der Deus ex Machina einschreiten muß (S. 143 ff). Die Gefallenen werden dem unkooperativen Wirt zum Saubermachen dagelassen.

Doch wenn sich Myorin auch mit Ibandis im Krieg befinden mag (S. 159), gelangen die Reisenden unbehelligt über die Grenze. Nicht ein einziger Kämpfe läuft ihnen über den Weg, bis sie zur Ebene der Toten zurückkehren. Dort stellen sich ihnen wieder einmal die auferstandenen Skelettsoldaten entgegen. Seltsamerweise sind sie „aufgebracht“ (S. 158), verfügen also über ein Gefühlsleben. Und ihr Anführer, eine Art Wirbelsturm, entscheidet zwar, daß die Bardin und die sterbenskranke Waldelfin weiterziehen dürfen (S. 159), Syen aber Teil seiner Armee werden soll (S. 160). Der Deus ex Machina tötet ihn auf Seite 167, befreit die Kriegerin und fordert von ihr, ihren Teil des Handels jetzt einzulösen (S. 169). Er offenbart seine dunkle Seite und zeigt ihr sein Gesicht. In dem spiegeln sich die Züge all der anderen elf Hachtinasi wider, die er zur Steigerung seiner Macht assimiliert

hat, so daß er einer Art Frankenstein- Wesen gleicht. Doch wieso sich ein elffacher Mörder nicht selbst umbringen kann, wird nicht erklärt. Er läßt sich auf Seite 170 von Syen abstechen, und sie gelangt dadurch in den Besitz des ersehnten Zahnrades.

So ist es an Nemennaya, die nur noch selten wache Netai heimzubringen (S. 162). Wir wissen nicht, wer ihr gesagt hat, daß sie die Ruine im Ebona- Wald anlaufen muß, um Rorya oder Tar'yana zu finden. Und wir haben auch keinen blassen Schimmer, woher sie den Weg kennt. Schließlich ist sie niemals dort gewesen, und das verfallene Bauwerk liegt verborgen genug, daß es Syen und Netai als Versteck hat dienen können.

Aber damit ist es noch nicht genug an Überraschungen: Nemennaya trägt ebenfalls einen Schrittmacher in der Brust (S. 168). Gut, wir haben auf Seite 90 erfahren, daß die Bardin „die Künste des Singens und Musizierens... am Schloss Königin Loinnans erlernt“ hat, und die wollte Seite 49 zufolge, „daß ihr heiß geliebter Hofstaat ebenso lang lebte (wie sie selbst)“, so daß „Rorya und ihre Mönche“ fleißig und „unter Zwang“ Apparaturen in Brustkörbe einsetzten. Ja, es gibt sogar Passagen, die nahelegen, das alle Elfen Ibandis' mit so einem Mechanismus ausgestattet sind (S. 61, S.. 136). Aber dann wiederum hat Syen in ihrer Jugend mitbekommen, daß nur Teile des Hofstaats nicht gealtert sind, so daß sie nicht an die lebensverlängernde Wirkung des Gerätes geglaubt hat (S. 59). Warum also ausgerechnet an Nemennaya einer der seltenen Schrittmacher vergeben worden ist, bleibt noch mit einem Fragezeichen versehen.

Die Bardin bittet Tar'yana, ihr die nötige Komponente zu entnehmen, um Netai zu retten, und ihnen allen etwas Zeit zu verschaffen. Nun erröten die beiden jedes Mal, wenn sie miteinander zu tun haben (S. 163/ 164/ 168/ 175), aber die Nachwuchsheilerin stimmt zu. Dabei ist es eine anspruchsvolle Aufgabe, denn anders als ihre verstorbene Lehrmeisterin hat Tar'yana noch nie eine solche Prozedur durchgeführt. Wir erfahren auch nicht, ob Rorya ihr

noch das verrostete Zahnrad gezeigt hat, das sie von Vahrir erhalten hat, so daß sie weiß, welche Komponente ausgetauscht werden muß. Auf jeden Fall bedeutet es, daß hier zwei Leute gleichzeitig mit geöffnetem Thorax betreut werden müssen, inmitten einer staubigen Ruine, die auch noch eine Handvoll Kinder beherbergt.

Nichtsdestotrotz gelingt die Operation, der Waldelfe geht es langsam besser, und dafür der Bardin allmählich schlechter.

Doch Ibandis ist nicht mehr der Ort, den die Gemeinschaft bei ihrem Aufbruch zu den Resten des Klosters hinter sich gelassen hat. Prinz Tefin hat in der Zwischenzeit seine Mutter vergiftet (S. 155), und schickt sich nun an, ihre Nachfolge anzutreten (S. 156). Er sendet seine Schergen aus, die ohnehin schon gebeutelten Bauern auszuplündern, um Nahrungsmittel für das bevorstehende Krönungsmahl zu requirieren (S. 165 f).

Natürlich leidet das ganze Volk darunter, so daß jeder weiß, das er die letzten Vorräte besser gut versteckt. Aber wie reagiert Tar‘yana, als jemand Fremdes gegen ihre Tür klopft? Sie ruft: „Gleich gibt es Essen, gleich! (S. 171)“ – Soviel Dummheit muß natürlich bestraft werden! Tefins Soldaten stürmen die Ruine. Aber statt sich an den Vorräten zu bedienen, entführen sie nur Netai, die immer noch den Prinzen heiraten soll (S. 171).

Ja, er plant tatsächlich, die Hochzeit mit seinem Amtsantritt zu kombinieren. Nachdem die Gerüchte nicht verstummen wollen, er sei nicht der einzige Thronanwärter, fühlt er sich bemüßigt, eine Rede zu halten. „Ich dachte, mit der Hinrichtung Vahrirs hätten wir dieses dunkle Kapitel der Geschichte Ibandis‘ hinter uns gebracht,“ schimpft er dabei – Nur, das der Waffenmeister schon auf S. 89 gestorben ist, lange bevor sein Brief (von dem Tefin nichts weiß) Syen erreicht, oder Nemennaya ihre Geschichte erzählt hat. Aber ihm ist auch aus ungenannten Gründen bekannt, daß Serra tot ist, denn genau das offenbart er ihrer Familie, um

sie zu warnen, ja nicht die Seiten zu wechseln (S. 173). Natürlich kann dies auch eine Finte sein, aber warum behauptet er dann nicht gleich, daß auch Syen nicht mehr lebt?

In der Tat tut er gut daran, Serras Schwester Talle‘fir zu mißtrauen. Denn seltsamerweise weiß sie Dinge, die ihr die nahe Verwandte eigentlich gar nicht verraten haben kann, etwa daß Netai und Syen einander gut kennen (S. 151). Die beiden Geschwister eint auch, daß sie „lieber jeden anderen Elfen im Königreich als Prinz Tefin“ heiraten würden, sich aber „wie viele Kriegerinnen in Ibandis‘ nichts aus Männern“ machen (S. 151). In einer ganzen Reihe von Dingen ähneln sich die Zwei so sehr, daß mir das Klischee von den eineiigen Zwillingen in den Sinn kommt.

Und ja, Talle‘fir ist Syen tatsächlich behilflich.

Kurz vor Schluß dann kommt noch einmal Tempo auf, als die Handlung in den großen Showdown übergeht. Tefin erzählt seiner Braut noch ein paar Lügen über Syen, und obwohl sie weiß, daß er ein Schurke ist, ist sie dermaßen leichtgläubig, daß ihr „eiskalte Schauer... den Rücken hinab laufen, und „Tränen... in die Augen“ steigen (S. 177). Auch kommt ihr zum ersten Mal zu Ohren, daß ihre Geliebte möglicherweise eine Tochter von Königin Loinnan ist – Angesichts der Tatsache, daß sie so manch andere Dinge trotz Abwesenheit oder Ohnmacht mitbekommen hat, ist es schon fast erstaunlich, daß sie erst jetzt davon erfährt (S. 179).

Bisher hatte sich die Autorin in puncto Kitsch noch wohlthuend zurückgehalten; selbst die ausgedehnte erotische Sequenz am Ende von Seite 64 fällt in dieser Hinsicht nicht unangenehm auf. Nun jedoch schlägt er unerbittlich zu! Ort und Handlung des Finales sind dermaßen Klischee, daß man eigentlich schon fast erwartet, die Schloßkapelle aufspielen zu hören, Simon & Garfunkels Klassiker „Mrs. Robinson“ darzubieten. Ja, genau: Tefin

und Netai stehen im Thronsaal vor dem Traualtar, und just als die Braut antworten will, ob sie einwilligt, knallen die schweren Türen auf, und Syen steht im Raum (S. 185).

Laut Autorin setzt Netai „vermutlich erst jetzt die einzelnen Teile richtig zusammen“ und begreift, dass ihre Gefährtin in Wirklichkeit eine Prinzessin ist (S. 186).

Von nun an ist man vor verlogenerm Pathos nicht mehr gefeit. Als auf Seite 184 dann der folgende Satz stand, war ich schon fast versucht, das Buch zu beißen: „Eine Hinrichtung wegen Königsmord schien ihr eine Erlösung im Gegensatz zu einem Leben mit Tefin und vor allem einem Leben ohne Syen. (S. 184)“

Netai bekommt andauernd Dolche zugesteckt (S. 40, S. 61), die sie freilich auch mit einiger Regelmäßigkeit wieder verliert (S. 41). Diesmal steckt ihr die Frau einen zu, der sie bei der letzten Beinahe-Hochzeit ihren Mantel überlassen hat (S. 32/ S. 183), und ja, auch ihn wird sie nicht benutzen. Stattdessen ist es erst mal Tefin, der ihr die Klinge an die Kehle hält, und anschließend macht sie das, was sie am besten kann: Sie legt sich Schlafen... Nein, ich will ehrlich sein: Sie fällt in Ohnmacht (S. 187). Was freilich auch eine Leistung ist in einer Zeit, in der Korsetts nicht zur aktuell herrschenden Mode gehören...

Indes kämpft Syen gegen den Prinzen und Zweien seiner Leibwächter, während Talle‘fir und Tar‘yana den Rest der Garde draußen halten. Freilich scheinen beide ein wenig etwas von verhätschelten Modepüppchen an sich zu haben, denn sie fechten gerade mal solange, „bis ihnen trotz der Kälte der Schweiß auf der Stirn stand. (S. 188)“ – Tja, Schwitzen ist nun mal nicht schön, und da ist es nur zu verständlich, daß man deswegen alle körperlichen Anstrengungen einstellt.

Aber bis dahin ist es im Festsaal schon zu einer Entscheidung gekommen. Und nun erfahren wir, daß die hiesigen Krieger allen Durchbohrungen zum Trotz tatsächlich so etwas wie Panzerungen tragen: „Stechender Schmerz durchzuckte ihre (Syens) linke Sei-

te, als Tefin die Spitze seines Schwertes zwischen den Platten von Vahrirs alter Rüstung versenkte. (S. 186)“. Wir lernen auch, daß die Rüstungen mehrteilig sind (S. 66), und auf ihnen die Wappen eines Landes bzw. einer Söldnereinheit abgebildet sind (S. 145). Doch aus welchen Material sie bestehen, wird an keiner Stelle erwähnt. Da aber Brustkörbe durchstoßen, Köpfe gespalten und Oberschenkel verletzt werden, scheint es sich um keine sehr effektiven Kleidungsstücke zu handeln. Anders wäre es auch kaum vorstellbar, daß eine voll gerüstete Syen, die auch noch Netai geschultert hat, Wüste und Gebirge zu Fuß überqueren kann.

Helme oder Schilde kommen als Ergänzung nirgends zur Sprache, aber ab und an werden Lederhosen erwähnt. So trägt Syen auf Seite 187 eine, nicht jedoch auf Seite 115, wo sie eine tiefe Wunde im Oberschenkel einfängt, ohne daß von einem Riß in der Kleidung die Rede ist. Man mag darüber spekulieren, ob auch holde Elfen, die ja schließlich Nahrung zu sich nehmen (u. a. auf S. 8, S. 63, S. 74 und S. 171), ab und zu in Situationen geraten, in denen Beinkleider eher stören.

Wie dem auch sei, am Schluß des Kampfes hält Tefin der entwaffneten Kriegerin die Spitze seiner Waffe an die Gurgel und ist bereit zuzustoßen. Aber Simsalabim: Netai ist wieder wach geworden, kann sich an ihre Dolchsammlung nicht mehr erinnern, findet jedoch das Schwert ihrer Gefährtin und sticht damit den Prinzen ab (S. 188 f).

Syen steht jetzt der Weg auf den Thron offen. Aber sie reicht die Ehre weiter an Nemennaya, mit den Worten: „Jemand, der sein eigenes Leben für die Liebe zu geben bereit ist, gebührt diese Krone mehr. (S. 190)“

Ja, das ist der Zeitpunkt gewesen, an dem ich das Buch gebissen habe.

Und nun: Schmalz frei! Die Bösen sind tot, die Liebenden küssen sich, und der Eierkuchen jubelt auf dem Vorplatz des Schlosses – Ein Happy End durch und durch! Da wird ganz unter-

schlagen, daß das Volk keine Vorräte mehr hat, um über den Winter zu kommen (S. 166), und das Reich sich im Krieg befindet (S. 158).

3. Charakteranalyse

Um einen Leser zu fesseln, bedarf es nicht allein eines spannenden oder aufwühlenden Plots, man muß sich auch ein wenig in die handelnden Personen hineinversetzen können, damit einen ihr Schicksal berührt. In „Herbstsplitter“ konzentriert sich das Geschehen auf eine begrenzte Anzahl von Figuren, teilweise auch unter Zuhilfenahme des Zufalls (S. 98), so daß die Autorin viel Gelegenheit hat, ihnen durch Herausarbeitung von Eigenarten Individualität zu verleihen. Wie also ist es in diesem Buch darum bestellt?

Ich beginne mit den weiblichen Charakteren. Ihr Übergewicht in dem Roman kann kein Kriterium sein, es sei denn, man möchte auch Tolkin die Dominanz männlicher Handlungsträger vorwerfen.

Leider sind hier die Unterschiede zwischen den einzelnen Figuren geringer als erhofft. So scheinen sich die als „gut“ klassifizierten Damen vor lauter Heroismus samt und sonders gegenseitig überbieten zu wollen. Serra setzt ihr Leben für Vahrirs Sache aufs Spiel (S. 57/ S. 69 f/ S. 114 f), Syen und Nemennaya für Netai (S. 60/ S. 168), Talle‘fir für ihren Vater (S. 173), und schließlich Rorya und Tar‘yana (sowie eine namenlose Kriegerin) für die kleinen Kinder des Dorfes (S. 107 ff). Wir befinden uns klar in der „Heroic Fantasy“ der extremen Sorte, in der Schwarz und Weiß gegenüber den Grautönen dominieren. Entsprechend aus-

wechselbar sind die weiblichen Figuren. Obwohl ihren Gedankengängen viel Raum gegeben wird, finden sich nur vereinzelt Hinweise auf individuelle Charaktereigenschaften.

Die Helden sind eindeutig Syen und Netai, die ein bißchen wie Xena und Gabrielle daherkommen, denn hier haben wir mit Syen eine meist schwarzhhaarige (Ausnahme: S. 119), athletisch gebaute Elfe, und mit Netai ihr zierliches, rot gelocktes Gegenstück. Freilich ist Erstere zwar eine erstklassige Kämpferin, aber nicht übermächtig, und Letztere kein wandelndes Gewissen. Damit kommen sie menschlicher daher als die Serienstars. Hinzu kommt, daß sie ihre lesbische Beziehung offen ausleben, ohne Rücksicht auf die Freiwillige Selbstkontrolle. Das Verhältnis scheint nicht frei von SM- Elementen zu sein, denn mal preßt Syen ihrer Geliebten die kalten Hände auf den Bauch (S. 9), mal schultert sie sie ungefragt, um sie in den See zu werfen (S. 14/15), und mal schleudert sie sie im Streit gar in die Ecke (S. 22). Daß sie und Tefin darüber streiten, ob Netai ihn zu einem Fest begleiten darf, ohne die Betroffene auch nur nach ihrer Meinung zu fragen, spricht ebenfalls gegen eine Verbindung auf Augenhöhe (S. 20).

In der Tat ist Syen die ältere von beiden (S. 58). Sie hat nicht nur dominante, sondern gar herrische Züge. So ist sie „bekannt dafür... impulsiv und aufbrausend zu reagieren“, und soll auch dazu neigen, spektakulären Neuigkeiten „mit Unglauben und Leugnen der Tatsachen“ zu begegnen (S. 119). Dieser Wirkung auf andere ist sie sich aber nicht immer bewußt; beispielsweise erschreckt sie Tar‘yana mit einer Frage, die aggressiver klingt, als sie gemeint ist (S. 174).

Dies geht Hand in Hand mit ihren körperlichen Fähigkeiten. Sie gilt als begabteste Kriegerin (S. 81 f), und Nemennaya bezeichnet sie als „listiger als ihr eigener Lehrmeister“, dessen Herz sie auch

habe (S. 92). Immer wieder bewährt sie sich im Kampf, auch wenn ihre Gegner sich in leichter Überzahl befinden (S. 142 ff, S. 185 ff).

Nichtsdestotrotz gehen die Gefühle für ihre Gefährtin so weit, daß sie bereit ist, sich selbst zu opfern (S. 60 f), eine weite Reise mit unbekanntem Ausgang zu unternehmen (S. 66 ff), und sogar dem Schlaf zu trotzen (S. 161). Ihr Part ist derjenige des Beschützers, der im Sinne der Evolutionstheorie sowohl die Körperkraft, als auch die aufopfernde Liebe besitzt, um einer Familie die bestmöglichen Überlebenschancen zu garantieren. Traditionell wird diese Rolle eher von Männern eingenommen, seien es nun Märchenprinzen, Freibeuter oder Geheimagenten. In der Tat würde die Geschichte auch funktionieren, wäre sie nicht weiblichen Geschlechts. Allerdings würde sie/ er dann aufgrund mancher Verhaltensweise zu Recht als Macho gescholten werden können.

Ihre Geliebte Netai dagegen kommt ein wenig wie eine christliche Heilige daher. Selbstlos pflegt sie die schwer verletzte Syen, die sie zu dem Zeitpunkt noch gar nicht kennt (S. 15), und verschenkt auch ihren Mantel an eine Bedürftige (S. 32).

Laut Syen soll sie außerdem „alles andere als dumm“ sein (S. 20), aber das kann ich nach Lektüre des Textes nicht bestätigen. Wer jemals „Das Phantom der Oper“ oder „Der Glöckner von Notre Dame“ gelesen hat, mag sich über die stellenweise unglaubliche Naivität der Protagonistinnen gewundert haben. Nun, dies sind Romane aus dem 19. Jahrhundert (mit jeweils einem Bauwerk in der Hauptrolle), und sie wurden von Männern geschrieben, die dem Denken und Erleben jener Epoche verhaftet gewesen sind. Von der Fantasy aber sind wir es gewohnt, daß wir es mit heutigen Persönlichkeitstypen zu tun haben, nur daß sie in einer Mischung aus Märchen und romantisiertem Mittelalter leben. Ihr Fühlen, Denken und Handeln ist in der Regel so konzipiert, daß es frei nach Kant als Beispiel für unseren eigenen, ganz realen Alltag dienen kann.

Der Charakter der Netai jedoch stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar. Vielleicht tragen die Jahre ihrer Abgeschiedenheit im Wald schuld daran, daß ihr die Erfahrung im Umgang mit anderen Elfen fehlt, doch bleibt dies Spekulation. Somit fehlt uns jedwede Erklärung, warum sich diese Figur streckenweise ausgesprochen dämlich verhält.

Beispielsweise steigt sie auf Seite 23 einfach zu Prinz Tefin aufs Pferd, obwohl sie gerade drei Seiten zuvor erfahren hat, daß ihm nicht zu trauen ist. Sie läßt sich auch nicht wirklich beirren, als sich ihr Gastgeber zu einer sexuellen Belästigung hinreißen läßt (S. 25). Überhaupt neigt sie zur Leichtgläubigkeit, selbst Charakteren gegenüber, deren böse Absichten ihr schon bekannt sind (S. 102, S. 113, S. 177). Hinzu kommt, daß sie selbst in Situationen, in denen es angebracht wäre, wach und wachsam zu bleiben, gerne ihrem ausgeprägten Hang zur Müdigkeit nachgibt (S. 41, S. 44, S. 76/ 77).

Damit kommt ihr die Rolle der klassischen Märchenprinzessin zu, die eher dazu da ist, gerettet zu werden, als daß sie selbst einen allzu aktiven Part übernimmt. Ihre Figur ist nicht ganz so emanzipiert wie diejenigen ihrer Geschlechtsgenossinnen.

Die dritte Figur mit Hauptrollenfunktion ist Nemennaya, die freilich gerade mal auf Seite 90 ihren ersten Auftritt hat. „Die traurige Bardin“, wie sie in der Kapitelüberschrift genannt wird (S. 90), ist ganz und gar nicht traurig, sondern vielmehr selbstgerecht, prahlerisch, anmaßend und laut (S. 90 ff). Auch wird sie als schwatzhaft und leichtsinnig neugierig (bis hin zur Sprunghaftigkeit, S. 117) geschildert. Manche dieser Eigenschaften dürften für Vertreter ihres Berufsstandes von Vorteil sein, wie auch ihr Hang zu dramatischen Auftritten (S. 90 ff, S. 117).

Anhand all dessen wäre sie eigentlich für eine Schurkenrolle prädestiniert, eine hinterlistige Ränkeschmiedin und Rufmörderin. Doch auch, wenn sie sich in der Tat ein wenig so benimmt, wird sie unbezweifelbar auf die Seite der „Guten“ gestellt. In die-

sem Roman ist es üblich, daß das „Gute“ mit der Ansicht der Bevölkerungsmehrheit übereinstimmt – Nur, daß die Masse eher gesichtslos daherkommt, um Führungsanspruch und Ego der Protagonistinnen zu untermauern. Dies wird besonders deutlich in der Tavernenszene, in welcher Nemennayas Erzählungen von den Anwesenden mit Zustimmung und Freibier goutiert werden, und die einzige Kritik von dem weiblichen Bösewicht Lier‘fa kommt. Man kann also davon ausgehen, daß die Bardin jene Ansicht propagiert, die Frau Pointecker auch dem Leser einimpfen möchte (S. 91 f).

Das sind die drei weiblichen Akteure, die wirklich beseelt sind. Das Innenleben der übrigen Heldinnen bleibt eher vage. Das tritt insbesondere bei Rorya zu Tage, die als Geschichtenerzählerin ein wenig Nemennayas Rolle vorwegnimmt. Wir erfahren Eckdaten ihres Lebens, ihre Ämter in Vergangenheit und Gegenwart und auch, daß sie bereits ein hohes Alter erreicht hat. Ihre Psyche jedoch bleibt weitgehend nebulös. Lediglich auf eine gewisse Risikobereitschaft kann man bei ihr schließen, läßt sie sich doch als Erste den Schrittmacher einpflanzen (S. 48), oder zu einen gewagten Einbruch verleiten (S. 70 ff). Daß sie kurz vor ihrem Tod noch ihre Kenntnisse weitergibt, läßt bei ihr dazu noch eine Form von Verantwortungsbewußtsein vermuten (S. 121). Aber damit erschöpfen sich auch schon die Angaben zu dieser an sich recht wichtigen Person.

Um die übrigen Charaktere ist es nicht besser bestellt. Eine etwas rätselhafte Funktion erfüllt zum Beispiel „Serri, die unscheinbare Beraterin“ der Königin (S. 11), die anfangs als nicht unbedeutende Figur eingeführt wird, aber nach S. 13/ 14 nicht mehr auftaucht. Offenbar ist sie dermaßen „unscheinbar“, daß sogar die Autorin sie vergessen hat. Vielleicht stellt sie einen frühen Entwurf der Soldatin Serra dar, die ab Seite 30 erscheint, aber keine Vertraute der Königin, sondern des Waffenmeisters Vahrir ist.

Die jedoch ist dermaßen austauschbar beschrieben, daß ihre Rolle spät im Text von ihrer Schwester Talle‘fir übernommen werden kann, ohne daß zwischen ihnen charakterliche Unterschiede zu Tage treten. Nebst einer gewissen Impulsivität (S. 57/ 69 f) erfahren wir von ihnen nur, daß sie sich „wie viele Kriegerinnen in Ibandis‘ nichts aus Männern machten“ (S. 151). Mag dieses Detail auch der Autorin besonders wichtig gewesen sein, zur Abgrenzung der beiden von den übrigen Figuren taugt es ganz und gar nicht. Sie sind auswechselbar.

Das gilt erst recht für Tar‘yana, Roryas Schülerin. Das einzige, was die dem Leser offenbart, ist, daß sie und die an sich gar nicht schüchterne Nemennaya stets erröten, wann immer sie miteinander zu tun haben (S. 163/ 164/ 168/ 175).

Das alles mag Rückschlüsse auf die Psyche der Autorin zulassen, scheinen ihr doch einzig und allein die Protagonisten von Bedeutung zu sein, während die übrigen Akteure zu Teilen der Kulisse degradiert werden. Zu Gebrauchsgegenständen, die ihre Funktion in der Handlung zu erfüllen haben, aber über so wenig eigenes Leben verfügen, daß sie entweder gar nicht, oder durch die Augen anderer beschrieben/ geschildert werden.

So geizt die Autorin nicht nur mit inneren, sondern auch mit äußeren Details. Selbst wichtige Handlungsträger wie Nemennaya, Tar‘yana, Serra, Talle‘fir und Vahrir bleiben in ihrem Aussehen gänzlich unbeschrieben. Es mag ein Stilmittel sein, wenn man die Personen als Projektionsflächen für die Vorstellungen des Lesers sieht, doch selbst in solchen Fällen gibt es stets ein paar Hooks, an denen sich dessen Phantasie entzünden kann.

Bleiben noch die beiden Jägerinnen, die zu verschämt sind, zu ihren Gefühlen zu stehen (S. 59), und die namenlose Kriegerin, die exemplarisch für die Soldaten Ibandis‘ mit dem Konflikt zwischen Menschlichkeit und Pflichterfüllung ringt (S. 116). Sie sind klare Nebenfiguren, deren Auftreten auf jeweils ein Unterkapitel beschränkt bleibt.

Doch unter den weiblichen Akteuren befinden sich auch Gegenspieler, und die bieten stets Gelegenheit, faszinierend vielschichtige Charaktere zu erschaffen, wo die Helden zumeist auf die Vorgaben des „Guten“ festgelegt sind. Und diese Ambivalenz ist es, was Gollum so viel faszinierender macht als Sauron, und Snape mehr als Voldemort: Sie haben ein Innenleben. Der Widerstreit zwischen Gut und Böse, die Motive für ihr Tun verleihen ihnen eine eigene Faszination und Tragik. Das ist es auch, was einen Dracula oder Orlock in Erinnerung bleiben läßt, während die Vampire, die ein Blade oder Kate Beckinsale erlegen, schon kurz nach Filmschluß vergessen sind. Was einen Caligula, Nero oder Commodus auch heute noch in Sandalenfilmen glänzen läßt, während einfach nur böse Cäsaren wie Domitian oder Caracalla vergessen sind.

Nutzt Frau Pointecker diese Chance?

Nun, da ist zum einen die Brigantin Lier‘fa. Diese „blonde Elfe“ (S. 104) trägt sogar ein äußeres Makel, das ihre innere Bösartigkeit widerspiegelt, nämlich „eine hässliche Narbe, die ihr ansonsten hübsches Antlitz entstellte (S. 92).“ Sie gehört zu den Kriegerinnen, die vor zwei Jahren aus einem aussichtslosen Kampf geflüchtet sind, während Syen sich tapfer hat abstechen lassen. Seitdem führt sie eine Diebesbande mit männlichen Untergebenen an, der auch Nemennaya schon wiederholt zum Opfer gefallen ist (S. 143). Wir erfahren von ihr, daß sie „schon immer recht aufbrausend gewesen“ ist (S. 94), und der neuen Liebe ihrer einstigen Gefährtin Syen mit Eifersucht begegnet (S. 93). Das allerdings erklärt weder ihr allgemein schroffes Auftreten (S. 97, S. 104), noch ihren Haß auf Syen (S. 101), die sie doch angeblich zurück haben möchte (S. 94, S. 102, S. 113). Ist sie machtbesessen, oder aber wahnsinnig vor seelischem Schmerz? Wir wissen es nicht. Alles was wir erfahren, ist, wie sie versucht, berechnend und intrigant Pläne zu schmieden (S. 94, S. 102, S. 113), und schließ-

lich Opfer ihres eigenen Jähzorns wird (S. 114 f). Damit bleibt sie letzten Endes eindimensional, eine simple Personifikation des Hasses.

Aber es gibt ja noch eine zweite Antagonistin, und an ihr lassen sich tatsächlich Ansätze zu einer zwiespältigen Persönlichkeit erkennen: Königin Loinnan. Sie wird als schön und „sehr groß“ beschrieben (S. 36), und soll als Mädchen eine „fröhliche Elfe“ gewesen sein (S. 125). Als Braut hat sie sich geziert, den Antrag König Ereyons anzunehmen, bis er ihr den Schrittmacher als besondere Mitgift präsentiert (S. 46 ff). Erste Schatten legen sich über ihr Wesen, als ihr Herr Gemahl weit mehr Zeit auf den Schlachtfeldern verbringt, als an ihrer Seite (S. 90). Sie läßt sich zu einem Seitensprung mit dem Waffenmeister Vahrir verleiten, der aus unbekanntem Gründen nicht im Feld verweilt (S. 87/ 92/ 185). Trotzdem sind dies noch die „besseren Zeiten“, und obwohl sie Vahrir liebt (S. 125), ist es der frühe Verlust ihres Gatten, der zur Grundlage ihrer Grausamkeit avanciert (S. 49). Sie befürchtet, daß noch mehr ans Herz gewachsene Angehörige ihres Hofstaats vor der Zeit sterben, und das bringt sie dazu, Rorya und ihre Mönche zu entführen, und ohne Rücksicht Schrittmacher implantieren zu lassen. Hinzu kommt, daß sich ihr Reich im Niedergang befindet, und Soldaten mit Billigung des Waffenmeisters desertieren. Sie wird verbittert und wittert überall Ungehorsam, dem sie mit Strenge begegnet, selbst wenn er von ihrem eigenen Sohn (S. 14) oder ihrer einstigen Liebe (S. 69) kommt. Sie ist damit nicht böse aus Verschlagenheit oder rasender Eifersucht, sondern weil sie meint, die Bürde ihres Amtes würde es erfordern. Ja, sie verurteilt sogar mit aller Schärfe die blutrünstigen Exzesse ihres Sohnes (S. 125). Ihre „Hartherzigkeit“ dient weniger selbstsüchtigen Zwecken, als dem, was sie für Staatsräson hält. Aus dem Grunde ist sie „bei aller Grausamkeit doch auch zu „Mitgefühl und Milde“ fähig (S. 20), und sogar bereit, auf ihren Thron zu verzichten (S. 39).

Wo sie allerdings Emotionen zeigt, fehlen uns die Informationen, um ihre Gefühle nachvollziehen zu können. Wieso soll zum Beispiel ihre Liebe zu Vahrir und seine Ähnlichkeit mit ihrer Tochter schuld daran sein, daß sie Syen nicht zur Thronfolgerin gemacht hat (S. 125)? Loinnan verfügt gewiß über eine interessante Psyche, doch versäumt es die Autorin leider, ausreichend darauf einzugehen.

Bleiben noch die männlichen Akteure, deren Anzahl naturgemäß beschränkt ist. Sie lassen sich in zwei Kategorien einteilen:

1.) Die positiv besetzte Vaterfigur

Diese Rolle wird vor allem von dem Waffenmeister Vahrir eingenommen, der als streng, aber auch als liebend und gerecht geschrieben wird. Wobei es im Kontext dieser Geschichte wohl auch als „gerecht“ gilt, einen Prinzen dermaßen zu verprügeln, daß der in Lebensgefahr schwebt.

Der zweite Charakter, der in diese Schublade paßt, taucht gar nicht selbst auf, sondern gerade mal in den Erzählungen anderer. Es ist der „weise König“ (S. 46) Ereyon, der beachtliche Strapazen auf sich genommen hat, um ein Geschenk für seine künftige Gattin zu finden, diese dann jedoch zugunsten vieler Feldzüge vernachlässigte.

Gleichfalls zu den Vaterfiguren zählt der Schneider, der aus nicht näher bezeichneten Gründen Kontakt zu den Hachtinasi herstellen kann (S. 147). Im Gegensatz zu den anderen beiden ist er aber weniger das beschützende Vorbild, als vielmehr der harmlose und redliche Hofbeamte, der durch die Aktionen seiner Töchter Serra und Talle‘fir selbst in Gefahr gerät (S. 178 ff). Man könnte ihn mit ein wenig Sinn für Ironie als stereotypen Vertreter des „schwachen Geschlechts“ in diesem Roman betrachten.

2.) Der niederträchtige Feind

Nahezu alle übrigen Männer sind negativ besetzt. Bei einigen Figuren ist dieses Manko nicht wirklich entscheidend für den Verlauf der Geschichte. Weder der Junge mit dem Holzpferd, der

Roryas Erzählung anfangs nicht hören will (S. 46), noch der Wirt, welcher der Truppe um Syen den Einlaß verwehrt (S. 142), sind wirklich von Bedeutung. Die drei räuberischen Söldner aus dem Gefolge Lier'fas (S. 142 ff) dienen allein der Schilderung einer Kampfszene, und sind dementsprechend gerade mal Stereotypen (wobei ihnen angenehmerweise die Vergewaltigungsphantasien fehlen, die Ihresgleichen in anderen, thematisch verwandten Romanen gerne hegen). Auch sie sind nicht näher ausgefleischte Randgestalten, deren Fehlen ohne Belang für den Verlauf der eigentlichen Handlung wäre.

Kurz vor Schluß taucht auch noch „Tefins Zeremonienmeister“ auf, der sich der Sache der Heldinnen entgegenstellt, indem er Talle'fir noch mit seiner „feisten Hand“ ergreift und kurz vor Beginn des Showdowns einkerkern läßt, Allerdings hat er „genug um die Ohren“, um weiteren Schaden anzurichten (S. 181).

Bleibt noch Prinz Tefin selbst, der die undankbare Rolle des Hauptschurken bekleidet. Leider ist sein Charakter ganz und gar unglaublich. Schon als Kind stand fest, daß er einmal den Thron von Ibandis erben würde. Bei dieser Grundkonstellation würde man eine selbstbewußte Persönlichkeit erwarten, die es gewohnt ist, Befehle zu geben. Möglicherweise wäre er auch verzo-gen, aufbrausend und ohne Mitgefühl für Leute, die unter weniger glücklichen Umständen aufgewachsen sind. Mit solchen Zutaten ließe sich wahrlich ein formidabler Antagonist mit plausiblen Motiven konstruieren.

In der Tat weist der Prinz ab S. 100 genau diese Züge auf, und entwickelt sich zu einem zynischen Todesengel, der noch Sulla und Vlad Tepes in den Schatten stellt.

Davor jedoch zeigt er uns ein gänzlich anderes Bild. Er präsentiert sich uns als feiger Kriecher, der sich bei dem geringsten Anzeichen von Gegenwehr ins Bockshorn jagen läßt (S. 20, S. 82). Von Vahrir läßt er sich halb tot prügeln, ohne auch nur einmal die Wachen zu rufen (S. 44/ 45 und S. 52). Syen hält ihn für „durch-

trieben und stets auf den eigenen Vorteil bedacht“ (S. 20). Er ist „klein von Wuchs und kränklich“ (S. 13), „von schwacher Konstitution“ (S. 106), „nicht besonders beliebt“ (S. 106) und dazu noch „eine unfähige Pfeife“ (S. 91) mit „nur wenige(n) Eigenschaften, die einen guten König ausmachten“ (S. 106).

Ein solches Psychogramm würde man bei einer geschundenen und getretenen Seele erwarten, die Zeit ihres Lebens physischer Gewalt ausgesetzt gewesen ist. Die dermaßen traumatisiert ist, daß sie schon die Möglichkeit einer Auseinandersetzung zusammenzucken läßt. Und die nicht um Hilfe ruft, weil sie niemals Hilfe erfahren hat.

Und doch ist er es, der anderen als Kind das Pausenbrot weggenommen hat, und nicht umgekehrt (S. 36). Wie paßt das zusammen?

Die Hinweise sind spärlich. Gerade mal auf Seite 124/ 125 findet sich eine Passage zum Ursprung seines schlechten Charakters: „Er hatte niemanden gehabt, der sich um ihn gesorgt hatte, als sein Vater oft jahrelang fort gewesen war. Seine Mutter war zu sehr mit Regierungsangelegenheiten beschäftigt gewesen, und Vahrir hatte sich beinahe ausschließlich auf die Ausbildung seiner Lieblingsschülerin (Syen) konzentriert.“

Also das Klischee des Kindes, daß zu wenig Liebe bekommen hat! Doch paßt es zu dem Königssohn, wie er sich in der Geschichte präsentiert? Vernachlässigte Sprößlinge versuchen in der Regel, die Aufmerksamkeit ihrer Eltern mit übertriebenen Aktionen zu erringen. Oder aber, die Anerkennung anderer zu gewinnen, und dadurch die ersehnte Bestätigung zu erfahren. Ein neurotischer Wichtigtuer wäre aus dem Thronfolger geworden, vielleicht stark im Auftritt, aber schwach im Wesen.

Doch genau das ist er nicht. Statt nach Beachtung zu streben, ist er schon als Kind eitel, ohne Ehrgeiz (S. 81), durchtrieben (S. 20) und stets auf seinen eigenen Vorteil bedacht (S. 20, S. 36). Seine Mutter stellt hohe Ansprüche an ihn, denen er nicht zu genügen

vermag (S. 20), aber das will er auch nicht, stellt er sich doch durchaus gegen sie, solange es ihm nicht zuviel Ärger einbringt (S. 14). Und wenn er trotzdem einmal Regierungsgeschäfte ausübt, dann nicht, um sie zu beeindrucken, sondern aus selbstsüchtigen Gründen, und dabei nutzt er es sogar aus, daß sie sich vorübergehend zurückgezogen hat (S. 107). „Wie ein eitler Gockel mit stolzgeschwellter Brust“ (S. 106) stolziert er „im Schloß herum“ (S. 100) und gibt „sinnlos(e) oder gar gefährlich(e)... Anweisungen (S. 100).“ Dabei „taugte (er) weder zum neuen Waffenmeister noch war er intelligent genug, um bei einem der Gelehrten unter die Fittiche zu kommen. Immer schon klein von Wuchs und kränklich, würde es schwer sein, eine junge Dame adeligen Standes für ihn begeistern zu können (S. 15; *Ja, hier fehlt ein Komma!*).“ Überhaupt hat er „kaum vorhandene Vorzüge (S. 30)“. Dabei wird er noch nicht einmal als sonderlich häßlich beschrieben; seine Züge sind gerade mal „jungenhaft“ (S. 155). Auch über Humor verfügt er, wenn auch über einen ziemlich geschmacklosen (S. 156), und er versteht es sogar, Damen zu beschwatzen (S. 177) und Reden zu halten (S. 173).

Und selbstredend bezeichnet er seine Untertanen arrogant und menschenverachtend als „Pöbel“, was besonders hervorgehoben wird (S. 100). Das tut aber auch Frau Pointecker selbst, wenn sich Teile des Volkes anders verhalten, als es genehm sein soll (S. 86). Ob uns das etwas über ihren eigenen Charakter verrät?

Nur an einer Stelle läßt der Prinz erkennen, daß ihm tatsächlich etwas an der Wertschätzung seiner Mutter liegt, nämlich als er ihr beweisen will, „dass er Manns genug war, um sich eine angemessene Braut und zukünftige Königin zu suchen (S. 16).“

Also ist Tefin nach den Maßstäben der Psychologie ein wenig plausibler Charakter. Und doch ist sie es, die uns hilft, sein Wesen zu verstehen, wenn auch auf eine andere Art, als es die Autorin beabsichtigt haben mag: Tefin ist ein Kompendium aus allen Klischees, die in weiblichen Augen als Eigenschaften eines un-

sympathischen Mannes gelten mögen. Er verfügt über eine Kombination von Merkmalen, die wir nie bei uns selbst suchen und finden würden, wohl aber bei anderen, die wir aus schwammigen Gründen nicht mögen. Mit anderen Worten: Tefin ist der klassische Buhmann.

Daß das auch im wörtlichen Sinne („Buh- Mann“) der Fall ist, zeigt eine Passage auf Seite 13: „Immer schon klein von Wuchs und kränklich, würde es schwer sein, eine junge Dame adeligen Standes für ihn begeistern zu können.“

Wohlgemerkt, hier ist die Rede von dem Thronfolger eines einstmals mächtigen und immer noch stolzen Reiches (S. 87). Und zur Begründung seiner schlechten Vermittelbarkeit werden nicht seine charakterlichen, sondern körperliche Defizite angeführt. Hier kommt die pure Biologie ins Spiel: Kleinwüchsige und kränkliche Männchen zeugen keine großen und gesunden Nachkommen. Sie unterliegen im Kampf, und können der Familie damit weniger Schutz und Nahrung bieten. Damit eignen sie sich weder dazu, das eigene Ansehen zu steigern, noch dazu, den Neid der anderen Weibchen zu wecken. Wer „einen wie ihn“ zum Partner nimmt, hat seine Gene quasi verschwendet.

Gleiches gilt übrigens für die Feigheit. Feige Männchen unterliegen in den Balzkämpfen, wie auch bei den Streitigkeiten um die Jagdbeute. Also sind sowohl schwächliche, als auch ängstliche Männchen im rein biologischen Sinne das Anti- Wunschbild der Damenwelt.

Tefin ist die Projektion jenes weiblichen Abscheus; die psychischen Fehler sind das nur noch eine Zugabe, um ihn jedes Mitleides für unwürdig zu erklären. Er ist eine reine Frauenphantasie, so wie die nymphomane Sexbombe aus manch anderem Roman eine reine Männerphantasie ist.

Sowohl bei ihm, als auch bei Lier‘fa fällt aus, daß sie durchweg irrational handeln. Ja, es macht ganz den Eindruck, als hätte es die Autorin versäumt, sich auch in die als Unsympathen konstru-

ierten Figuren hineinzusetzen, um ihre Taten und Motive glaubhaft erscheinen zu lassen. So wirken der Prinz und die Brigantin wie bloße Sündenböcke, die wahllos alles Übel repräsentieren, auf daß die Helden um so glanzvoller dastehen. Freilich ist die Botschaft, die damit transportiert wird, eine sehr bedenkliche, denn die Geschichte kennt viele Beispiele, in denen Unschuldige ihr Leben lassen mußten, weil sie die Selbstgerechtigkeit anderer als Übeltätern deklarierte. „Märtyrer“, „Brunnenvergifter“, „Ketzer“, „Hexen“ – Die Liste der Schlagworte ist lang, doch der Sachverhalt bleibt stets simpel: Personen, die außerhalb einer Gruppe stehen, werden bei ihr schnell zu Nicht-Identifikationsfiguren, und schließlich zum Sammelbecken für alles, was man von sich und der eigenen Gemeinschaft weg weist. Schlußendlich werden Menschen zu Bösewichtern abgestempelt, weil man über sie gesprochen hat, statt mit ihnen.

„Herbstsplitter“ ist nicht aus der Ich-Perspektive geschrieben; es hätte durchaus die Möglichkeit bestanden, auch den Antagonisten ein paar Kapitel zu geben, in denen ihr Innenleben verständlich wird. Doch das ist offenbar nicht gewünscht; alles, was wirklich von ihnen selbst gedacht wird, beschränkt sich auf ein bißchen Ränkeschmieden (Tefin auf S. 14, S. 16, S. 18 f und S. 176 f; Lier‘fa auf S. 92 ff, S. 97 und S. 102). Ansonsten treten sie nur in der Perspektive anderer in Erscheinung. Anderer, denen ein echtes Seelenleben zugestanden wird.

Zum Wesen eines klassischen Sündenbocks gehört es auch, daß er nie böse geworden ist (denn das könnte ja auf Fremdverschulden zurückzuführen sein), sondern bereits von Anfang an schlecht gewesen ist. So ist es auch bei Tefin, der schon als Kind anderen das Pausenbrot weggenommen hat (S. 36), und auch bei Lier‘fa, die „schon immer recht aufbrausend gewesen“ war (S. 94). Selbst die Anekdote eines Zweikampfes in Kindertagen dient nicht dazu, Tefins Wut auf Syen zu begründen, sondern lediglich die Steigerung des Gefühls: „In diesem kurzen Augenblick hatte sie zum

ersten Mal die Vermutung, dass er sie mehr hasste, als es angemessen wäre für jemanden, den man im Kampf nicht das Wasser reichen konnte (S. 82 f).“

Tefin und Lier‘fa sind somit Haßobjekte, aber keine wirklich eigenständigen Charaktere.

Bleibt noch eine Figur, auf die ich bislang nicht eingegangen bin: der Deus ex Machina. Der allerdings ist als wandelndes Rätsel konzipiert, und präsentiert sich entsprechend enigmatisch. Wir erfahren hier und da etwas über seine Rasse, die Hachtinasi, aber er selbst verbleibt im Schatten. Tar‘yana verrät uns, daß diese Gruppe einstmals vertriebener Elfen auch eine dunkle, machtgierige Seite hat (S. 164), und tatsächlich gibt sich der zwielichtige Helfer als ein Konglomerat aus jungen und alten, männlichen und weiblichen Elfen zu erkennen, die er bei seinem Streben nach Macht allesamt assimiliert hat (S. 169 f). Es wäre gewiß eine reizvolle Alternative gewesen, aus ihm ein Geschöpf mit multipler oder schizoider Persönlichkeit zu entwickeln, aber Frau Pointecker hat wohl nur jemanden gebraucht, der ihren Heldinnen doch noch das ersehnte Zahnrad liefert. Da ist ein geheimnisvoller Fremder weit einfacher zu händeln, als ein ausgearbeiteter Geisteskranker. Und man muß der Autorin zu Gute halten, daß sie bei seiner Konzeption durchaus ein paar interessante Einfälle gehabt hat. Doch ob er auch über eine eigenständige Persönlichkeit verfügt, darüber läßt sich dem Text nichts entnehmen.

Und das ist letzten Endes das Hauptmanko der Geschichte: Die mangelnde Tiefe der Charaktere. Dabei hätte es Gelegenheiten genug gegeben, die eine oder andere Handlungsweise mit prägenden Erlebnissen in der Vergangenheit zu begründen. So aber bleiben die Figuren Stereotypen, und nicht einmal auf ihre Besonderheiten als Elfen wird eingegangen: Sie hätten genauso gut Orcs sein können (was freilich dem Anspruch abträglich gewesen wäre, „einen Roman für alle romantisch Veranlagten“ [siehe Widmung] zu Papier zu bringen).

4. Schlußbemerkungen

Der aufmerksame Leser wird bemerkt haben, daß die Autorin ihr Werk einer Sonja und einer Tanja als „ultimative Inspiration“ gewidmet hat. Das legt natürlich den Verdacht nahe, daß sich Züge dieser beiden Damen auch bei der einen oder anderen Figur des Romans wiederfinden lassen. Und ja, das ist der Fall. Sogar auf eine dermaßen wenig subtile Weise, daß selbst ich, der ich die Zwei niemals kennengelernt habe, ihre Spuren ausfindig machen konnte.

Die Namen der Heilerin Rorya und ihrer Gehilfin Tar‘yana weisen nämlich Ähnlichkeiten auf zu denen der realen Vorbilder. Ob es da freilich so eine große Ehre ist, daß Rorya auf Seite 122 „zum letzten Mal in ihrem langen Leben die Augen schloss“, und ihre Schülerin letztendlich mit viel Erröten eine andere findet, mögen die betroffenen Personen selbst entscheiden.

Aber außerdem ist „Netai“ beinahe ein Anagramm von „Tanja“ (mit einem „I“ an Stelle des „J“), und „Syen“ nicht weit von „Sonja“ entfernt (Hier würde ein „Y“ das „J“ ersetzen).

In beiden Fällen stellt die Figur mit dem an „Sonja“ gemahnen- den Bezeichnung den dominanteren Part der Beziehung dar. Ob dies bei den möglichen Prototypen aus der Wirklichkeit auch der Fall ist, vermag ich nicht zu beurteilen.

Doch da wir gerade bei Wortspielereien sind: „Tefin“ gar hat eine leichte Namensähnlichkeit mit einem „Stefan“, der in der abschließenden Danksagung erwähnt wird. Ob es da eine interessante Geschichte hinter der Geschichte gibt?

Ich hoffe, daß ich Frau Pointecker mit diesen Spekulationen jetzt keinen Ärger im Freundeskreis beschert habe.

Schlußendlich bleibt zu bemerken, daß die Lektüre von „Herbstsplitter“ Geschmackssache ist. Wer sich an logischen Ungereimtheiten nicht stört, und Freude an einem romantischen Fantasy-Abenteuer mit homosexuellen Akteuren hat, wird das Buch sicherlich zu goutieren wissen. Eventuell mag dem Werk gar eine Pionierfunktion zukommen, da die gleichgeschlechtliche Liebe immer noch ein Tabu- Thema ist. Man darf nicht vergessen, daß schon die *Sword & Sorcery* in einem auf große Käuferkreise zielenden Gewerbe wie dem Buchhandel als Spartenprodukt gilt. Insofern wird hier tatsächlich Neuland betreten, doch in einer Zeit lange nach *Brokeback Mountain* und *Frankie Goes To Hollywood* dürften sich die revolutionären Auswirkungen in Grenzen halten.

Ach ja, für alle, die sich bei Frau Pointecker auf das Klischee einer verbohrtten Kampfliebe einschließen wollen, oder sich aber im Gegenzug Hoffnungen machen, im Himmel der Fantasy würde nun eine große, homosexuelle Star- Autorin erstrahlen: In ihrer Danksagung schließt die Autorin auch ihren Verlobten Michael mit ein.

Edi Clausen